

REZENSIONEN

Mühle, Eduard: Die Slawen im Mittelalter zwischen Idee und Wirklichkeit.

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2020, 503 S., fünf Karten, ISBN 978-3-412-51898-1.

Gab es jemals eine „Welt der Slawen“, wie es der Titel eines weitverbreiteten, 1986 von Joachim Herrmann herausgegebenen, reichlich bebilderten Buches suggerieren könnte? Nein, meint Eduard Mühle, ohne Herrmanns Klassiker auch nur in das Literaturverzeichnis seines über 500 Seiten umfassenden Buches aufgenommen zu haben. Ihm geht es um die Frage, ob „die Slawen des Mittelalters“ jenseits sprachlicher und vielleicht materiell-kultureller Gemeinsamkeit in den Anfängen „ein Konstrukt [waren] und wenn ja, dann von wem und wann“ (S. 42). Zur Beantwortung dieser Frage will Mühle die „Geschichte der Slawen im Mittelalter“ neu erzählen (S. 42-43) und dabei besonders beachten, welche Bedeutung „dem Slawischen“ bei der Weiterentwicklung von *regna* zu *nationes* zugekommen sei (S. 44).

Schon im Prolog (S. 7-39) unter der Überschrift „Die Erfindung der Slawen in der Neuzeit“ nimmt der Autor das Ergebnis seiner Studie vorweg, indem er beschreibt, wie und warum Gelehrte des 16. und 17. Jahrhunderts Interesse für die slawische Frühzeit entwickelten und wie im 19. Jahrhundert die ältere Idee „einer durch Herkunft, Sprache und Kultur begründeten slawischen Gemeinschaft“ (S. 8) im Jahr 1848 mündete in den auf der Prager Sophieninsel abgehaltenen ersten Slawenkongress, der von der Sorge vor dem deutschen Nationalstaat ebenso wie einer russischen Universalmonarchie getragen gewesen sei (S. 18). Mühle schildert in diesem Prolog die in Deutschland daraus folgenden, von ihm als Reaktionen auf den Panlawismus gewerteten chauvinistischen Ressentiments, die den Weg zu den nationalsozialistischen Verbrechen bereitet hätten (S. 30). Nach der Mobilisierung eines „Allslawischen Komitees“ zum „heiligen Krieg“ gegen Hitler in Moskau 1941 (S. 37) sei der Slawenbegriff zunehmend sinnentleert worden, und so habe

die slawische Idee seit 1948 im Ostblock bis zu dessen Auflösung allenfalls noch in Gestalt einer vergleichsweise intensiven slawistischen und archäologischen Forschung und ihren regelmäßigen wissenschaftlichen „Slawenkongressen“ nachgehallt (S. 38-39).

In einem kürzeren Kapitel zu Fragestellung und Vorgehen (S. 41-45) gibt Mühle sein Ansinnen, aus mittelalterlichen Texten die Nichtexistenz einer slawischen Gemeinschaft nachzuweisen, noch einmal komprimiert wieder.

In den folgenden Kapiteln legt Eduard Mühle eine ausgesprochen detailreiche und gut zu lesende Übersicht zur Geschichte slawischer Gruppen in Ostmitteleuropa, Ost- und Südosteuropa vor, die allerdings immer der Frage nach der Existenz eines slawischen Gemeinschaftsgefühls untergeordnet wird. Unter dem Titel „Die Entdeckung der Slawen im frühen Mittelalter“ (S. 47-81) werden die ersten Erzählungen über Anten und Sklawenen in byzantinischen Geschichtswerken, Berichte fränkischer Historiografen über Elb- und Alpenlawen und arabische Berichte über „Saqa-

liba“ beschrieben, wie zunächst wohl von Byzanz übergelaufene slawische Bewohner des Abbasidenkalifats bezeichnet wurden.

„Frühslawische[n] Lebenswelten“ gilt das Interesse des folgenden Kapitels (S. 83-133), in dem sich Mühle mit der von ihm offenkundig nicht besonders geschätzten Nachbarwissenschaft der Archäologie auseinandersetzt, die „nur punktuelle Einblicke lediglich in die jeweilige materielle Kultur einer Bevölkerung“ geben könne (S. 84). Vorbelastet mit einer solcherart eingeschränkten Wahrnehmung versucht Mühle, Siedlungs- und Wirtschaftsstrukturen frühslawischer Gruppen zu beschreiben und macht sich lustig über die Deutung des quadratischen Grubenhauses als „entscheidenden Ausdruck des Bewusstseins (sic!) Slawe zu sein“ (S. 99)¹. Das Kapitel „Erste slawische Herrschaftsstrukturen“ (S. 135-170) erzählt die Geschichte von Protobulgaren, westbalkanischen Kleinfürstentümern, Karantanen und dem Mährerreich, mit welchem die Entstehung einer ersten slawischen Schriftsprache unter dem Einfluss der byzantinischen Missionare Kyrill und Method verbunden war. Im Kapitel über „die Slawen im Prozess der mittelalterlichen Nationswerdung“ (S. 171-296) behandelt der Autor die erfolgreichen Herrschafts- und Reichsbildungen in Bulgarien, Böhmen, Kroatien, Polen und Serbien sowie der Kiewer Rus'. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei der Frage, ob jeweils ein Bewusstsein gemeinsamer Herkunft im Ausdifferenzierungsprozess oder doch partikuläre Selbstverständnisse festgestellt werden können. Es kommt, wie nach den Eingangskapiteln zu vermuten war: weder bei den Bulgaren (S. 184-185) noch bei den Böhmen (S. 215-216), den Kroaten (S. 239) und auch nicht bei den Polen (S. 278, 284) oder Serben (S. 296) gibt es Hinweise darauf, dass diese sich einer slawischen Identität oder Herkunft gegenüber verpflichtet gefühlt hätten. Und auch in der Kiewer Rus' seien trotz gegenläufiger Intention der *Pověst' vremennych let* (Erzählung von den vergangenen Jahren)² lediglich auf Teilfürstentümer bezogene Identitäten entstanden, kein übergreifendes rus'isches *natio*-Bewusstsein (S. 262).

Den „abgebrochene[n] Reichsbildungen und ausgebliebene[n] Nationswerdungen“ (S. 297-346) widmet der Verfasser besondere Aufmerksamkeit, weil sowohl das romantische als auch das moderne Slawenbild geprägt worden sei durch die „Deutung jener archaischen Verhältnisse“,

in denen die „vergessenen“ slawischsprachigen „Völker“ des hohen Mittelalters verharrten. Gerade in ihrem Schicksal, ihrer Kultur und Lebensweise suchten und fanden die Anhänger der Idee von einer gesamtslawischen Einheit jene gemeinschaftsstiftenden Elemente, die diese slawische Gemeinschaft vermeintlich konstituiert haben (S. 298).

Aber weder bei den aufständischen Elbslawen, die zwar „eine gemeinsame Unterdrückungserfahrung“ (S. 303), nicht aber ein slawisches Gemeinschaftsgefühl entwickelt hätten, noch bei den von Polen fremdbezeichneten Pomoranen habe sich ein

¹ Mühle zitiert hier aus *Kobyliński*, Zbigniew: *Osiedla wczesnosłowiańskie* [Frühslawische Siedlungen]. In: *Miskiewiczowa*, Maria (Hg.): *Słowianie w Europie wcześniejszego średniowiecza* [Slawen im Europa des frühen Mittelalters] [Ausstellungskatalog]. Państwowe Muzeum Archeologiczne w Warszawie, Warszawa 1998, 51-64, hier 52.

² *Ličbačev*, Dmitrij S./*Adrianova-Peretc*, Varvara P. (Hgg.): *Pověst' vremennych let. Čast pervaja: Tekst i perevod* [Erzählung von den vergangenen Jahre. Teil 1. Text und Übersetzung]. Moskva 1950.

natio-Bewusstsein entwickelt (S. 318). Bei den Balkanslawen habe lediglich der sogenannte Priester von Diokleia in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in seiner Chronik versucht, durch ein Zurückverfolgen von 38 Generationen diokleischer Fürsten in eine slawisch-gotische Frühzeit und durch das Konstrukt eines slawischen Großreiches unter Svetopelek, wohl in Erinnerung an den Mährerfürsten Svatoopluk, an eine „südslawische Einheit“ zu appellieren. Dies habe er laut Mühle allerdings nur getan, um die drohende Eroberung durch die serbischen Nemanjiden zu verhindern (S. 344).

Die Beobachtung der „Slawen im nichtslawischen mittelalterlichen Weltbild“ (S. 347-379) zeigt zunächst weitgehendes byzantinisches Desinteresse und schließlich bei arabischen Autoren ein Augenmerk vor allem auf Aspekte des Sklavenhandels. Unter den „lateinisch-abendländischen Wahrnehmungen“ (S. 362) überwiegen zunächst noch Vorstellungen übergeordneter slawischer Gemeinsamkeit: Kaiser Otto III. ließ sich im Reichenauer Evangeliar unter anderen von der *Slavina* huldigen und für Ademar von Chabannes († 1034) war Bolesław Chrobry ein *rex Slavanie* (S. 364). Bald aber rückten die Namen einzelner Gruppen wie Böhmen und Polen in den Vordergrund. Adam von Bremen verwendete weiterhin den Quellenbegriff *Slavania* zur Bezeichnung von Elb- und Ostseeslawen, ebenso wie auch venezianische, dalmatische und ungarische Historiografen weiter mit dieser Bezeichnung operierten, um die Bewohner ihrer jeweiligen Hinterländer zu benennen. Das Kapitel endet mit einer aufschlussreichen Untersuchung von Namen auf mittelalterlichen Weltkarten (S. 375-377). Damit wird übergeleitet zum letzten Kapitel über „Ideen von slawischer Gemeinschaft im späten Mittelalter“ (S. 381-436). Diese wurden am Prager Hof Karls IV. durch die Förderung des römisch-glagolitischen Kirchenritus, die Pflege einschlägiger Heiligenkulte und eine entsprechende Ausrichtung der höfischen Geschichtsschreibung weiterentwickelt (S. 385-386). Während Karl IV. an der Abfassung der eine starke slawische Idee enthaltenden Chronik des Pribík Pulkava von Radenín vielleicht selbst beteiligt war (S. 395-396), ist eine solche bei Stefan Dušan, dem serbischen Herrscher und Zeitgenossen, nicht erkennbar. Er entwickelte vielmehr einen universalen Herrschaftsanspruch über alle orthodoxen Christen (S. 424).

Im „Epilog: Die Erfindung der Slawen im Mittelalter“ (S. 437-445) fasst Mühle als Ergebnisse zusammen,

dass weder einzelne slawischsprachige Gesellschaften noch die Gesamtheit der slawischsprachigen Menschen während des Mittelalters jemals ein Bewusstsein davon ausgebildet haben, einem „Slawentum“ im Sinne einer Gemeinschaft aller Slawischsprechenden anzugehören

und dass es „ein umfassendes, alle Slawischsprechenden erfassendes Wir-Gefühl [...] im Mittelalter zu keinem Zeitpunkt gegeben“ hat (S. 443). Nach seiner ausführlichen Vorlage des historiografischen Materials liegt eine solche Feststellung nahe. Ob die Reduzierung auf diese Quellengattung das Ergebnis allerdings haltbar macht, vor allem für die slawische Frühzeit, für die das Modell einer „gemeinsamen frühslawischen Kultur“ von der archäologischen Forschung entwickelt worden ist (S. 441), darf an dieser Stelle bezweifelt werden. Mühles Vorbehalte gegenüber „den Archäologen“ wirken häufig befremdlich und sind nicht geeignet, die über große Entfernungen vielfach einheitliche materielle Kultur (Keramik und Hausbau) der

frühen slawischen Jahrhunderte als Argument für eine wie auch immer zu interpretierende Gemeinsamkeit zu entkräften. Eine moderne interdisziplinäre und kulturgeschichtliche Darstellung der „Welt der Slawen“ steht deshalb trotz der material- und kenntnisreichen Untersuchung Mühles weiterhin aus.

Leipzig

Matthias Hardt

Scheer, Tamara: Die Sprachenvielfalt in der österreichisch-ungarischen Armee (1867-1918).

Heeresgeschichtliches Museum, Wien 2022, 432 S. (Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums 31), ISBN 978-3-903403-00-0.

Lange Zeit fragten Historikerinnen und Historiker, die sich mit der Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie nach 1867 beschäftigten, vor allem danach, warum sie am Ende des Ersten Weltkriegs untergegangen war. Durch eine solche Perspektive gerieten neben außenpolitischen Aspekten besonders die nationalen Gegensätze im Inneren in den Fokus. Prägend wurden Deutungen, wonach ein übernational organisiertes Staatswesen in einer Zeit konkurrierender Nationalismen, die sich durch Effekte gesellschaftlicher Modernisierung dynamisierten, nicht mehr in der Lage gewesen sei, derartige Gegensätze zu regulieren oder gar abzubauen. Entsprechend interpretierten viele Autorinnen und Autoren die Geschichte der späten Habsburgermonarchie als eine Geschichte nicht gelöster ethnischer Konflikte. Bereits seit längerer Zeit hat sich jedoch ein neuer Blick etabliert: Insbesondere für das halbe Jahrhundert nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich wird nun in Anlehnung an die jüngere Imperienforschung vor allem danach gefragt, welche Potentiale das Habsburgerreich hatte. Spätestens seit der großen Studie von Pieter Judson¹ war neben die Suche nach den Gründen des Untergangs die Frage getreten, auf welche Weise dieses „kooperative Imperium“² so lange, und ganz offensichtlich recht stabil, bestehen konnte.

Mit ihrer Publikation über die Sprachenvielfalt in der österreichisch-ungarischen Armee (1867-1918) hat Tamara Scheer nun eine Untersuchung vorgelegt, in der diese neue Perspektive übernommen wird. Der Ausgangspunkt ist nicht eine Konfliktgeschichte, sondern vielmehr die Frage, wie die Habsburgermonarchie mit der sprachlichen Vielfalt in ihren Streitkräften umging, um deren Funktionalität sicherzustellen. Zugleich bietet die Studie eine alltagsgeschichtliche Ebene, auf der das Leben der Soldaten, ihr Umgang mit Sprachbarrieren bzw. die Integration durch Sprache behandelt wird. Auch wenn Scheer es nur andeutet und nicht explizit herausstellt, geht es letztlich auch um die Integrationskraft einer der zentralen staatlichen Institutionen: Wie staatsbindend wirkte die österreichisch-ungarische Armee

¹ Judson, Pieter M.: Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740-1918. München 2017; Originalausgabe: *Ders.: The Habsburg Empire. A New History.* Cambridge/Massachusetts, London 2016.

² Osterkamp, Jana (Hg.): Kooperatives Imperium. Politische Zusammenarbeit in der späten Habsburgermonarchie. Göttingen 2018 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 39).

in einer Zeit der Massenheere, in der die Streitkräfte von Nationalstaaten zur „Schule der Nation“ wurden?

Die Publikation ist in vier Kapitel gegliedert. Im ersten Abschnitt untersucht Tamara Scheer, wie die Armee den Sprachengebrauch organisierte und ein „Sprachensystem“ (S. 43 u.a.) in Reaktion auf die gegebene Vielfalt entwickelte. Etwas kurz kommt dabei die Rückschau auf die Zeit vor dem österreichisch-ungarischen Ausgleich mit ihren spezifischen Traditionen der Armeeorganisation und des Sprachenerwerbs. Während als Kommando- und Dienstsprache für die gemeinsame Armee nach 1867 Deutsch festgelegt wurde, eröffnete die Regelung der Regiments-sprachen Spielräume. Zwar sollten Rekruten 80 Begriffe bzw. Sätze und Wörter-folgen in der Kommandosprache beherrschen, doch konnte für diejenigen, die nicht oder nur begrenzt Deutsch verstanden, die Verständigung im Alltag über die festge-legten Sprachen des jeweiligen Regiments ermöglicht werden. Wie Scheer nachweist, erschwerten jedoch die territorial- und nicht personalbezogenen Kriterien, die der Auswahl der Regimentssprachen zu Grunde lagen, die rekrutenfreundliche Um-setzung. So konnte nur jeweils eine „landesübliche Sprache“ (S. 52, 64 u.a.) zu einer der Regimentssprachen gewählt werden, was zum Beispiel für die hohe Zahl der in Wien lebenden Tschechen zum Problem werden konnte. Hier erwies sich das in der ungarischen Reichshälfte genutzte Prinzip als pragmatischer, da dort nach den Sprachkenntnissen der Betroffenen und nicht nach den „landesüblichen Sprachen“ innerhalb eines Ergänzungsbezirks entschieden wurde. Allerdings war die Sprachen-praxis bei der Honvédség, der in Ungarn neben der gemeinsamen Armee organisier-ten Landwehr, restriktiver als in der gemeinsamen Armee sowie der Landwehr der österreichischen Reichshälfte. Die Festlegung der deutschen Kommandosprache wurde von Kaiser und Armeeführung als funktionaler Schritt verstanden, doch öff-nete sie nach Scheer gleichwohl den Raum für nationalpolitische Interpretationen.

Im anschließenden zweiten Kapitel, für das die Autorin zahlreiche autobiografi-sche Quellen ausgewertet hat, wird der Blick auf den sprachlichen Alltag von Offizieren und Soldaten gerichtet. Sprachkenntnisse entschieden oftmals über die Zuteilung zu einer bestimmten Waffengattung. Zugleich wurde der Wehrdienst, dem in der Praxis tatsächlich nur ein Drittel der offiziell Wehrpflichtigen nachkommen musste, ein wichtiger Ort des Sprachenerwerbs. Die zunehmend in den Vordergrund rückende Vermittlung staatsbürgerlichen Bewusstseins stand und fiel dagegen gerade mit den vorhandenen Sprachkenntnissen und den entsprechenden Lehrmaterialien. Oftmals scheiterte die Umsetzung an Sprachproblemen bei Offizieren oder fehlen-den Büchern in den Sprachen der zu unterrichtenden Rekruten.

Das dritte Kapitel ist der Sprachenvielfalt im öffentlichen Raum gewidmet. Dabei geht es konkret um die Außenwirkung der Armee mit ihren zahlreichen Gar-nisonsstandorten sowie um die Wahrnehmung ihrer sprachlich-kulturellen hetero-genen Zusammensetzung in Politik und Medien. Scheer untersucht in diesem Kon-text auch den Umgang mit dem tschechischen Lied „Kde domov můj“ (Wo ist mein Heim), der heutigen tschechischen Nationalhymne. Anfangs oftmals als Marschlied gesungen, erfuhr es im Zuge der bosnischen Annexionskrise 1908 eine Politisierung. Als es im Verlauf der damals angeordneten Teilmobilisierung insbesondere in Böh-men zu Spannungen kam, wurde das Singen dieses Liedes von der Militärverwaltung

zunehmend als nationalpolitisches Statement aufgefasst und deswegen teilweise unterbunden. Wie die Autorin darlegt, fällt die Armeeführung jedoch bis 1918 keine Grundsatzentscheidung, sondern beließ es hinsichtlich eines möglichen Verbots bei Einzelfall-Lösungen. Noch während des Weltkriegs gingen Offiziere vielfach davon aus, dass das Singen von „Kde domov můj“ der Motivation der Soldaten diene.

Das erwähnte Beispiel zeigt, wie Organisation und Sprachverwendung in der Armee zwischen institutionsinternen Funktionalitäten und politischen Konflikten in der Gesellschaft ausbalanciert werden mussten. Unter den Bedingungen des Ersten Weltkriegs spitzte sich dieses Problem zu, worauf Tamara Scheer im letzten Kapitel des Buches eingeht. Sie verweist darauf, dass die Mobilmachung entgegen zeitgenössischer Befürchtungen ohne größere Beeinträchtigungen wie Unruhen oder national motivierte Proteste abgelaufen sei. Wie in neueren Forschungen dargelegt, gelang dies der Regierung und der Armeeführung jedoch insbesondere durch präventive Einschränkungen. Es waren dann auch Verständigungsprobleme, die zu Schwierigkeiten in der Heeresorganisation und in der Kriegsführung beitrugen. Dies betraf zum einen den Kontakt von Verbänden der gemeinsamen Armee mit Truppen der Honvédség, bei dem die angenommene Dominanz der deutschen Dienstsprache *de facto* an ihre Grenzen geriet. Zum anderen deutet die Autorin an, dass es aufgrund von Verständigungsproblemen zu Toten durch „Friendly Fire“, also dem versehentlichen Beschießen von eigenen Truppen, gekommen sei. Wesentlich dichter belegt als diese Annahme sind die Probleme im Kriegsalltag: die Einsamkeit von sprachlich isolierten Soldaten in mehrsprachigen Einheiten, die massiven Verständigungsprobleme bei der Versorgung von Verletzten sowie die Schwierigkeiten von Militärgeistlichen, in einer nicht nur vielsprachigen, sondern auch multireligiösen Armee ihren Dienst zu tun. Für katholische Geistliche wurde schließlich sogar ein mehrsprachiger „Notbeichtspiegel“ (S. 350 f.) verfasst, um ihnen die Betreuung fremdsprachiger Soldaten in Extremsituationen zu erleichtern.

Insgesamt bietet die vorliegende Studie faszinierende Einblicke in die Abläufe in den österreichisch-ungarischen Streitkräften zu Friedens- und Kriegszeiten und erweitert somit die alltagshistorische Forschung zur Habsburgermonarchie. Sie verdeutlicht zugleich die Ansätze und Grenzen der sprachlichen Organisation im Armeebereich nach 1867. So wirkten sich die Folgen des österreichisch-ungarischen Ausgleichs langfristig auch auf die Sprachkontakte und die Verständigung innerhalb der Streitkräfte aus. Tamara Scheer kommt zu dem Schluss, dass trotz der geschilderten Probleme letztlich am gewählten Sprachensystem festgehalten und das oft zitierte „Fortwursteln“ (S. 391) zum Prinzip erklärt wurde, da nur auf diese Weise die Armee in ihrer heterogenen Zusammensetzung beherrschbar erschien.

Problematisch ist jedoch, dass die Autorin ihr Thema nicht in einen größeren Kontext eingeordnet hat, weswegen sie keine weitergehenden Schlüsse ziehen oder vergleichende Perspektiven einbringen kann. So bleibt die mittlerweile breite Forschung zum Verhältnis von modernem Massenheer und Staat bzw. Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert unberücksichtigt. Auch ein Ausblick in die Zeit nach 1918 wäre wünschenswert gewesen, standen doch die Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie bei der Armeorganisation hinsichtlich der Sprachenfrage vor vergleich-

baren Problemen. Insgesamt verdeutlicht die vorliegende Arbeit einmal mehr, dass es sich lohnt, die Geschichte der Habsburgermonarchie nicht von ihrem Ende her zu denken, sondern ihre Möglichkeiten und Grenzen aus den zeitgenössischen Kontexten heraus zu analysieren. Und es gilt festzuhalten: Verständigungsprobleme scheinen für zahllose Soldaten ein Problem gewesen zu sein, an der Sprachenfrage an sich sind die Streitkräfte der Habsburgermonarchie im Ersten Weltkrieg jedoch nicht gescheitert.

Ghosh, Kantik/Soukup, Pavel (unter der Mitarbeit von Cosima Clara Gillhammer) (Hgg.): Wycliffism and Hussitism. Methods of Thinking, Writing, and Persuasion, c. 1360-c. 1460.

Brepols, Turnhout 2021, 443 S. (Medieval church studies 47), ISBN 978-2-503-58382-2.

Anknüpfend an den vor einigen Jahren erschienenen Sammelband „Europe after Wyclif“ scheint es keineswegs abwegig zu behaupten, Europa sei nach dem Tod des englischen Kirchenreformers (ca. 1330-1384) noch immer ein „Europe with Wyclif“ gewesen;¹ zumindest, wenn man an die folgenreiche Rezeption seiner philosophischen und kirchenkritischen Schriften in Böhmen denkt. Auf den Einfluss Wyclifs auf die Hussiten weist bereits der Titel des neuen Sammelbandes hin. Im Fokus steht das Ziel, Forschung zu spätmittelalterlicher Gelehrsamkeit, ihrer institutionellen Formen, Praxen und Rezeption von Texten verschiedenster Gattungen in lateinischer Sprache sowie in den Volkssprachen zu synthetisieren und zu diskutieren (S. 12). Hierbei knüpft der Band historiografisch an wichtige Konferenzen seit 1989 an.

Die Mediävisten Kantik Ghosh (Oxford) und Pavel Soukup (Prag) konstatieren zu Beginn ihrer sozio-epistemisch angelegten Einleitung:

Late medieval Europe witnessed, from the latter decades of the fourteenth century onwards, a widespread, destabilizing, yet productive interpenetration of university life and an extra-mural world of religious debate and lay intellectual und literary ambition (S. 9).

Der Band richtet einen komparativen Blick auf die von der Amtskirche als häretisch eingestuften Bewegungen des späten 14. und 15. Jahrhunderts. Innerhalb dieses intellektuell-politischen Kontextes und den in der universitären Welt geführten Diskursen traten drei prägende Persönlichkeiten besonders hervor: John Wyclif in England, Jan Hus († 1415) in Böhmen und Jean Gerson († 1429) in Frankreich. Dabei bringt der Sammelband die Gelehrsamkeit Wyclifs und Hus' mit den Schriften anderer Reformen wie dem französischen Theologen und Kanzler der Pariser Universität Jean Gerson, dem deutschen Theologen, Kardinal und Humanisten Nikolaus Cusanus und weiteren zusammen, die insbesondere vor dem Hintergrund der Konzilien von Konstanz und Basel eine tragende Rolle einnahmen.

Die 16 Beiträge folgen entsprechend dem Untertitel einer Dreiteilung und gliedern sich in Themenblöcke zu Methodiken des Denkens, Schreibens und Überzeugens. Der erste konzentriert sich auf das konzeptionelle Ende des wyclifitischen,

¹ *Hornbeck, J. Patrick / Van Dussen, Michael (Hgg.): Europe after Wyclif. New York 2017.*

hussitischen und mit ihm verwandten Denkens, wobei ausgewählte Schlüsselkonzepte, Diskurse und Debatten im Vordergrund stehen. Das Wesen des Glaubens und Glaubensaktes, die Rolle der Rhetorik in der Theologie sowie die disziplinären Formationen und diskursiven Grenzen der spätmittelalterlichen Scholastik werden anhand einschlägiger Denker untersucht. Luigi Campi (Mailand) etwa fragt, wie Wyclifs Kritizismus wahrgenommen wurde und verweist dabei auf Schwächen im zeitgenössischen theologischen Diskurs sowie auf Reaktionen auf den epistemologischen Pluralismus. Isabel Irribarren (Straßburg) analysiert die Bedeutung von Rhetorik in Jean Gersons Verständnis der theologischen Sprache und Methode. Martin Dekarli (Hradec Králové) stellt sechs neuentdeckte Handschriften in Prag und Rom vor, die für die Wyclif-Rezeption im spätmittelalterlichen Böhmen Relevanz besitzen, etwa mit Blick auf die zeitliche Überführung logistischer Texte aus England nach Prag. Dušan Coufal (Prag) verweist anhand konkreter Beispiele auf die Rolle der *Protestatio fidei* als öffentliche Glaubensproklamation im Spätmittelalter und deren Übertragung im Denken Wyclifs und der Hussiten.²

In der zweiten Themengruppe zu „Methods of Writing: Compilation Practice and the Material Text“ führen die Beitragenden die Verzahnung der realen Textproduktion mit den intellektuellen Trends und polemischen Bedürfnissen in einer kontrastreichen Zeit vor Augen. Hannah Schüle-Lewis (Kent) etwa verweist auf der Grundlage von zehn englischen Handschriften auf die Exegese-Methoden und Abkürzungen in der wyclifitischen „Zusammenfassung“ der Bibel, während Petra Mutlová (Brno) deutlich macht, wie Hus in der Praxis auf dem Konstanzer Konzil Wyclif zitierte. Dabei hebt sie die Rolle von Florilegien und privaten Exzerpten hervor und belegt dies anhand der Konstanzer Traktate des der Häresie angeklagten Prager Theologen, Predigers und Kirchenreformers.³ Monica Brînzei (Paris) zeigt in ihrem Beitrag über Stanislaus von Znaim und die Rezeption von Wyclifs Remanenz-Theorie an der Universität Wien auf, welche Rolle die eucharistischen Schriften des böhmischen Theologen und Hus-Lehrers etwa in den Sentenzen-Kommentaren des Theologen Peter von Pirchenwart spielten. Für ihre Argumentation nutzt die Autorin in mehreren Anhängen eindrucksvolle Textvergleiche der entsprechenden Aussagen etwa bei Wyclif (*De eucharistia*), Stanislaus von Znaim (*De corpore Christi*) und Pirchenwart (*Sententiae IV*). Kateřina Voleková (Prag) behandelt nichtbiblische Texte in tschechischen Bibeln um 1400 im hussitischen Reformkontext und hebt besonders die Vernakularsprache in den verschiedenen Redaktionen der (alt)tschechischen Bibelübersetzungen hervor.⁴ Michael van Dussen

² Vgl. hierzu ausführlicher Coufal, Dušan: Od přísahy ke konfesi a zpět? Univerzitní protestace v pozdním středověku a její proměny ve Viklefově a husitském myšlení [Vom Eid zum Bekenntnis und zurück? Der Universitätsprotest im Spätmittelalter und die Veränderungen im wyclifitischen und hussitischen Denken]. In: Cermanová, Pavlína/Soukup, Pavel (Hgg.): Husitské re-formace. Proměna kulturního kodu v 15. století [Hussitische Re-Formation. Die Veränderung des kulturellen Codes im 15. Jahrhundert]. Praha 2019, 22–68.

³ Vgl. Eršil, Jaroslav/Krmíčková, Helena/Nechutová, Jana u.a. (Hgg.): Magistri Iohannis Hus. Constantiensia. Turnhout 2016 (Corpus Christianorum 274).

⁴ Vgl. hierzu jüngst Voleková, Kateřina u.a.: Český biblický překlad v době vzniku Lipnické bible [Die tschechische Bibelübersetzung zur Entstehungszeit der Lipnice-Bibel]. In: Doležalová, Lucie/Pacovský, Karel (Hgg.): Lipnická bible. Štít víry v neklidných časech pozd-

(Montreal) präsentiert den 1456 erschienenen *Liber de veritatibus* des englischen Theologen Thomas Gascoigne als „aufschlussreiches Beispiel für die Bedeutung, die der Authentizität von Quellen beigemessen wird“ (S. 17), wenn hier politische und theologische Fragen etwa zur Hussitenfrage reflektiert werden.

Der dritte Teil untersucht schließlich unter dem Titel „Methods of Persuasion: Politics and the Transmission of Ideas“ die Rolle der Bibelwissenschaften zwischen 1360 und 1460. Die Spanne der hierfür herangezogenen Quellen reicht von populärer Verssatire und Polemik über einheimische Homiletik und Exegese bis hin zu Debatten über politische Konflikte in Universitäten und städtischen Räten. Pavlína Cermanová (Prag) lenkt in ihrem Beitrag zur Mediation des Gotteswortes in hussitischen Apokalypse-Exegesen die Aufmerksamkeit auf die Vorliebe chiliastischer Prediger für die joachimitische Apokalyptik und verweist zugleich auf das Vertrauen der moderaten Hussiten in die moralische Überprüfung der Exegese. Pavel Soukup (Prag) greift ein Thema auf, das er bereits vielfach hinterfragt hat: Schriftexegese und klerikaler Diskurs in der hussitischen Predigt.⁵ Deutlich gemacht wird u.a. wie etwa Hus Wyclifs Predigten als Quelle für seine Sonntagspostillen nutzte und den böhmischen Verhältnissen anpasste. Pavlína Rychterová (Wien) zeigt anhand zahlreicher Quellenbeispiele die Argumentationsstrategien im volkssprachlichen Diskurs der Kircheneinheit im 15. Jahrhundert, während Christina Traxler (Wien) in ihrem Beitrag zu „Patchworking Campaigning against Hussitism“ die Rolle der Universität Wien und besonders den *Tractatus contra articulos Hussitarum* von 1424 in den Mittelpunkt rückt, den sie an anderer Stelle bereits kritisch ediert hat.⁶ Abschließend beleuchtet Thomas Woelki (Berlin) anhand der Debatten auf dem Basler Konzil, der Teilnahme an der Legation 1451/52 sowie der kurialen Debatte von 1462 das Verhältnis von Cusanus zu den Hussiten. Der theologische Diplomat präsentierte dabei „gegen die eiserne Logik der Dialektik [...] eine flexible, politisch sensible Interpretation der römischen Kirche, die Dreh- und Angelpunkt der Einheit bleiben musste“ (S. 425).

Wer die Veröffentlichungen zum Thema Hussiten in den zurückliegenden Jahren genauer verfolgt hat, wird konstatieren, dass die Hussitologie aus internationaler – will heißen: englischsprachiger – Perspektive geradezu wieder en vogue ist.⁷ Die Gründe für diesen Trend sind vielfältiger Natur: Ein neues Netzwerk von häufig jüngeren Mediävisten in Europa und im angelsächsischen Raum hat sich fest etabliert und trägt dazu bei, dass neue Fragen an ein altes Thema gestellt werden. Dies

ního středověku [Die Lipnice-Bibel. Ein Schild des Glaubens in unruhigen Zeiten des Spätmittelalters]. Okrouhlice 2021, 206-241.

⁵ Vgl. exemplarisch Soukup, Pavel: „Ne verbum Dei in nobis suffocetur...“ Kommunikationstechniken von Predigern des frühen Hussitismus. In: Bohemia 48 (2008) 1, 54-82.

⁶ Traxler, Christina (Hg.): *Tractatus contra articulos Hussitarum*. Turnhout 2020 (Corpus Christianorum 305).

⁷ Exemplarisch Van Dussen, Michael/Soukup, Pavel (Hgg.): *A Companion to the Hussites*. Leiden, Boston 2020 (Brill's Companions to the Christian Tradition 90); Soukup, Pavel: *Jan Hus: The Life and Death of a Preacher*. West Lafayette/Indiana 2020; Fudge, Thomas A.: *Matthew Spinka, Howard Kaminsky, and the future of the medieval Hussites*. Lanham u.a. 2021.

geschieht bei fortschreitender und systematischer Durchforstung des überlieferten, mitunter neu aufgefundenen Quellenmaterials sowie dessen kritischer Edition. Dabei hilft das Englische, jahrzehntelang vorhandene sprachliche und kulturell-politische Barrieren zu überwinden. Die Hussitologie ist heute breiter aufgestellt, thematisch vielfältiger und zugleich besser kontextualisiert. Der vorliegende Sammelband legt davon eindrucksvoll Zeugnis ab – hinterfragt jedoch nicht allein den weitgehend bekannten Ideentransfer, sondern rückt vielmehr die genaue Rezeption seiner Konzepte im zeitgenössischen Diskurs in den Vordergrund.

Hrachovec, Petr: Die Zittauer und ihre Kirchen (1300-1600). Zum Wandel religiöser Stiftungen während der Reformation.

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2019, 984 S. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 61), zwei farb. Abb., weitere auf beiliegender CD, ISBN 978-3-96023-073-1.

Mit der voluminösen Studie, die als Promotionsschrift an der Karlsuniversität Prag entstand, legt Petr Hrachovec ein Grundlagenwerk zur Kirchen- und Stadtgeschichte von Zittau vor. Diese ehemals königlich böhmische Kommune, die bisher kaum die Aufmerksamkeit der neueren Forschung fand, ist für die Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern vielfach interessant. Noch bis ins 15. Jahrhundert gehörte sie zum böhmischen Kernland, wurde später jedoch, nachdem sie Mitglied des 1346 gegründeten Oberlausitzer Sechsstädtebunds geworden war, sukzessive als Teil des Kronlands Oberlausitz betrachtet. Vor allem im Zeitalter der Herrscher aus dem Hause Luxemburg spielte Zittau für die böhmische Landes- und Kirchengeschichte eine gewichtige Rolle. So unterstand die Kommune im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit der Administration des Erzbistums Prag und war Zufluchtsort für dessen Geistlichkeit in der Zeit der Hussitenkriege.

Mit einer multiperspektivischen Einleitung führt Petr Hrachovec an sein komplexes Thema heran und steckt sein weites Forschungsfeld ab, wenn er sowohl das Phänomen kirchlicher Stiftungen aus sozialgeschichtlicher Perspektive betrachtet als auch den gegenwärtigen Stand der Reformationsforschung sowie des Konfessionalisierungsparadigmas diskutiert. Zudem legt er die Geschichte der Stadt Zittau und ihrer engen Bindungen an das Königreich Böhmen während des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit dar und stellt die Quellengrundlage für seine Untersuchung vor. Bereits diese Einleitung verdeutlicht die umfassende Erschließung von Primärquellen, auf der die Arbeit von Petr Hrachovec basiert. Es ist sein Verdienst, erstmals alle erreichbaren Materialien zu diesem Thema ausgewertet zu haben. Dabei gelangen ihm erstaunliche Entdeckungen, galt doch die Zittauer Überlieferung aufgrund der starken Zerstörungen, die die Stadt im Siebenjährigen Krieg erlitt, bisher als fragmentarisch. Entgegen dieser Annahme konnte Petr Hrachovec aber sowohl in Zittauer als auch in Archiven der Tschechischen Republik bisher unberücksichtigte, zum Teil sogar völlig in Vergessenheit geratene, reichhaltige Primärquellenbestände auffinden und umfassend auswerten.

Im Anschluss an die Einleitung gliedert sich die Arbeit in drei große Abschnitte: „Teil I. Spätmittelalter“, „Teil II. Die Reformation und die ‚Zittauer‘ Klöster“ und

„Teil III. Die Zittauer Pfarrkirchenfabrik während der Reformation“. Im ersten Teil unternimmt der Autor eine umfassende Beschreibung der Zittauer Sakraltopografie vom frühen 14. Jahrhundert bis zum Beginn der Reformation. Dabei betrachtet er insbesondere die Johanniterkommende und die unter ihrer Patronatsherrschaft stehende Hauptkirche St. Johannis, aber auch die drei Filialkirchen, die Klosterkirche des Franziskanerordens sowie die Gotteshäuser zweier Hospitäler. Ausführlich legt Hrachovec die Grundzüge des Stiftungswesens in Zittau dar und vertieft dies anhand von Altaristenstiftungen, zu denen er auf Grundlage der angesprochenen Quellenbasis verschiedenste Aspekte detailliert nachzuzeichnen vermag. Gleichermaßen gelingt ihm eine umfassende Rekonstruktion der Laienfrömmigkeit im vorreformatorischen Zittau, wobei insbesondere die Bruderschaften im Mittelpunkt stehen. Abschließend widmet er sich auch den sozialen Stiftungen zugunsten der Hospitäler sowie ihrer Verwaltung. In der Zusammenschau zeichnet der erste Teil ein immer wieder überraschendes Bild von Zittau als bedeutendem Ort der böhmischen Kirchengeschichte mit engen Verbindungen in die Hauptstadt Prag und die historischen Nachbarlandschaften sowie als einem wichtigen Bollwerk der katholischen Minderheit in der Prager Erzdiözese während des 15. und frühen 16. Jahrhunderts.

Auf die Betrachtung der Zittauer Sakraltopografie in vorreformatorischer Zeit folgt in chronologischer Folgerichtigkeit mit Teil II die Beschreibung des Fundamentalvorgangs der Reformation. Wie sich dieser auf die gesamte Sakraltopografie auswirkte und welche Akteure dafür entscheidend waren, beschreibt Hrachovec erneut faktenreich anhand erstmals erschlossener Quellen. Besondere Beachtung verdienen dabei die Abschnitte, in denen er sich den Zittauer Sympathisanten der hussitischen Reformation sowie der Rezeption der Ideen Huldrych Zwinglis zuwendet. Gleichermaßen verfolgt er die Versuche der landesherrlichen und kirchlichen Obrigkeiten, die reformatorischen Vorgänge zu sanktionieren. In vier Abschnitten werden die konkreten Auswirkungen des sich schnell dynamisierenden Geschehens auf das Stiftungswesen sowie auf geistliche Institutionen wie die Johanniterkommende und das Franziskanerkloster beschrieben, die beide in der Folge untergingen und deren Liegenschaften die Zittauer Stadtregierung an sich zubringen vermochte. In einem weiteren Abschnitt reicht der Blick des Autors über die Stadtgrenzen hinaus, wenn er auch den Untergang des südlich im Gebirge gelegenen Cölestinerklosters Oybin betrachtet. Dieser Exkurs ist allemal gerechtfertigt, da die Abtei stets eng mit Zittau verbunden war und ihre Liegenschaften gleichfalls in der Reformationszeit durch die Kommune erworben werden konnten. In der Zusammenschau gibt Teil II einen umfassenden Überblick zu den Vorgängen der Reformation, als sich das nach wie vor unter der Administration des Erzbistums Prag stehende Zittau im Unterschied zu den meisten Teilen Böhmens der deutschen Reformation – der Zürcher wie der Wittenberger – anschloss. Für die vergleichende Reformationsgeschichtsforschung ist es dabei interessant zu erfahren, dass sich in der Kommune ein eher konservativer und bewahrender Ritualwandel vollzog, für den z. B. die Zittauer Fastentücher wichtige Zeugnisse sind, die noch bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in Gebrauch blieben.

Teil III der Arbeit baut auf den vorhergehenden auf, indem er den religiös-kulturellen Wandel der Reformation auf der Ebene der Zittauer Kirchenfabrik untersucht und insbesondere die Auswirkungen auf ihre Verwaltung sowie ihre Funktionen für die Stadtgemeinschaft betrachtet. Erneut zeigt sich die profunde Quellenkenntnis des Autors, wenn er die verschiedenen Aufgaben der Kirchenfabrik für die Hauptkirche und die Nebenkirchen, für Aspekte des Bauunterhalts, der Kirchengestaltung, der Seelsorge bzw. der Sozialfürsorge analysiert und ihren Funktionswandel während der Reformation beschreibt, als sie vollkommen kommunalisiert werden konnte.

Die von Petr Hrachovec vorgelegte Studie zu den Zittauern und ihren Kirchen von 1300 bis 1600 erweist sich als sehr anregend für die verschiedenen Disziplinen der Geschichtswissenschaften. Dank der umfassenden Durchdringung des gewählten Themas kann sie beispielgebend sein für künftige Untersuchungen zu anderen Kommunen im Königreich Böhmen und seinen historischen Nebenländern. Solche Anschlussmöglichkeiten zeigt der Autor im Fazit seiner Studie auch selbst auf. Eine beiliegende CD, die Quellenmaterial und illustrierende Grafiken enthält, rundet den Band inhaltlich ab.

Dvořáková, Daniela: *Pod vládou ženy. Rytier bez krále. I. část (1437-1442). Pankrác zo Sv. Mikuláša a jeho doba [Unter der Herrschaft einer Frau. Der Ritter ohne König. I. Teil (1437-1442). Pankrác aus St. Nikolaus in der Liptau und seine Zeit]*.

Vydavateľstvo Rak, Budmerice 2021, 400 S., zahlr. farb. Abb., ISBN 978-80-85501-84-1.

Elisabeth von Luxemburg (1409-1442), Tochter Kaiser Sigismunds von Luxemburg, stand in einer für Ostmitteleuropa gewichtigen Umbruchzeit im Zentrum der verworrenen politischen Ereignisse. Auch wenn ihr Haupt drei Kronen zierten (böhmische und ungarische Königin, römisch-deutsche Königin, jedoch als solche nie gekrönt) haben sich Historiker nur marginal mit dieser letzten großen Repräsentantin des Hauses Luxemburg beschäftigt.¹ Mit der vorliegenden Biografie Elisabeths der slowakischen Mediävistin Daniela Dvořáková liegt nun erstmals eine Lebensbeschreibung jener machtbewussten Frau in einer von Männern beherrschten Welt des Spätmittelalters vor. Die Autorin hat bereits vor einigen Jahren eine vielbeachtete und ins Deutsche übertragene Biographie der zweiten Gemahlin Sigismunds

¹ Elisabeth sucht der Leser im tschechischen Standardwerk zu einflussreichen Frauen luxemburgischer Herrscher vergeblich: *Šmahel, František/Bobková, Lenka* (Hgg.): *Lucemburkové. Česká koruna uprostřed Evropy* [Die Luxemburger. Die Böhmisches Krone im Zentrum Europas]. Praha 2012. – Zu Elisabeth im Kontext der böhmischen Geschichte *Urbánek, Rudolf*: *Věk Poděbradský* [Das Zeitalter Podiebrads]. Bd 1. Praha 1915 (České dějiny 3/Laichterův výbor nejlepších spisů poučných 42). – Zum dynastischen Heiratsprojekt zwischen Elisabeth von Luxemburg und Herzog Albrecht V. von Österreich: *Elbel, Petr* (unter Mitarbeit von Stanislav Bárta und Wolfram Ziegler): *Die Heirat zwischen Elisabeth von Luxemburg und Herzog Albrecht V. von Österreich. Rechtliche, finanzielle und machtpolitische Zusammenhänge* (mit einem Quellenanhang). In: *Kras, Paweł/Nodl, Martin* (Hgg.): *Manželství v pozdním středověku. Rituály a obyčej* [Ehestand im Spätmittelalter. Rituale und Gebräuche]. Praha 2014 (Colloquia mediaevalia Pragensia 14) 79-152.

von Luxemburg und Mutter Elisabeths, Barbara von Cilli (um 1390-1451), vorgelegt.²

Der knappen Einleitung sind 16 farbige Abbildungen vorangestellt, die vornehmlich zeitgenössische Darstellungen Elisabeths und ihres königlichen Gemahls Albrecht II. von Habsburg auf Altarbildern zeigen. In Kapitel I (Der Kastellan der Königin) steht der titelgebende Ritter Pankrác als vergessene Persönlichkeit der ungarischen respektive slowakischen Geschichte im Mittelpunkt, der in einer Zeit lebte, in der in schneller Folge fünf Herrscher die ungarische Stephanskronen trugen. Der Ritter verfolgte skrupellos seine eigenen Ziele beim Auf- und Ausbau seines Machtbereichs und stand zeitweilig als Anführer von Söldnertruppen im Dienste von Barbara von Cilli und Sigismund von Luxemburg, wobei er auf dem Balkan gegen die Osmanen kämpfte.

Weiter steht Elisabeths Gemahl Albrecht II. von Habsburg im Zentrum. Der Schwiegersohn des ungarischen, römisch-deutschen und böhmischen Königs Sigismund (seit 1433 auch Kaiser) stand bereits als 14-Jähriger für das Zweckbündnis zwischen beiden Fürstenhäusern. Dem Eheversprechen von 1411 folgte im Mai 1422 die Hochzeit in Wien. Albrecht zeigte sich als entschiedener Gegner der böhmischen Hussiten in seinen Erbländern. 1423 kam es zur Übergabe der Markgrafschaft Mähren. Seine Regentschaft beschränkte sich jedoch auf weniger als zwei Jahre, in denen er kaum Akzente zu setzen vermochte, jedoch viele ungelöste Probleme in Böhmen und Ungarn hinterließ, in einem Land zwischen innerem Aufruhr gegen die neue Regentin Elisabeth und äußerer Bedrohung durch die Osmanen. Die Komplexität der Interessen rund um das Ableben Albrechts II. 1439 treten in Kapitel II ebenfalls hervor.

Kapitel III vertieft die dramatischen Folgen der Regentschaft Albrechts II. mit einer deutlicher in den Quellen greifbaren Elisabeth, deren Machtstellung u. a. angesichts der bereits unter Zeitgenossen angezweifelte Rechtmäßigkeit des Testaments Albrechts immer bedrohter erschien. Die Autorin bezieht hier ein einmaliges Zeitzeugnis, die 16 Blätter umfassenden Memoiren der Kammerfrau Elisabeths, Helene Kottannerin (ca. 1400-1475), in ihre durchgängig lebendige Darstellung ein.³ In Kapitel IV fungieren sie als Hauptquelle, aus der eine entschlossene Erbin des Königreichs hervortritt: Elisabeth konzentrierte sich zunächst darauf, das Symbol der rechtmäßigen Herrschaft in Ungarn, die Stephanskronen, an sich zu reißen, auch da die Behauptung der böhmischen Krone angesichts der realen Kräfteverhältnisse

² Dvořáková, Daniela: Barbara von Cilli. Die Schwarze Königin (1392-1451). Die Lebensgeschichte einer ungarischen, römisch-deutschen und böhmischen Königin. Bratislava u. a. 2017 (Spectrum Slovakia series 11).

³ Österreichisches Nationalarchiv Wien, Sammlung von Handschriften und alten Drucken Cod. 2920, Kottaner, Helena: *Memorabilia germanica*. Online einsehbar unter der URL: https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_3101056&order=1&view=SI_NGLE (letzter Zugriff 22.10.2021). Sie gilt als eine der frühesten deutschsprachigen Autobiographien einer Frau und stand in den letzten Jahren etwa unter raumkonzeptionellen oder Gendergesichtspunkten im Blickpunkt der Forschung: Wenzel, Horst: How Two Ladies Steal a Crown. The Memoirs of Helene Kottannerin (1439-40) at the court of Queen Elisabeth of Hungary (1409-42). In: Schulte, Regina (Hg.): The body of the queen. Gender and rule in the courtly world, 1500-2000. New York, Oxford 2006, 19-42.

zunächst aussichtslos erschien. Helene Kottannerin entwendete das Objekt der Begierde und übergab es nach einer waghalsigen Schlittenfahrt über die zugefrorene Donau in Komorn (Komárno, heute Slowakei) an Elisabeth. Bald darauf gebar diese ihren Sohn Ladislaus Postumus und trat entgegen der Verfügung ihres verstorbenen Gatten als Vormund ihres Sohnes auf. Dies führte zu weiteren Konflikten mit dem König und späteren Kaiser Friedrich III., Albrechts Nachfolger auf dem römisch-deutschen Thron. Schließlich übergab Elisabeth diesem die Stephanskrone, ihren Sohn und beide Töchter als Mündel.

In Kapitel V gilt das Interesse Elisabeths Rivalen, wie dem in Oberungarn agierenden Adligen Pankrác von St. Nikolaus oder dem jungen polnischen König Władysław III. (1424-1444). Elisabeth konnte nicht verhindern, dass die ungarischen Magnaten den Jagiellonen 1440 zum ungarischen König wählten. Zuvor hatten sie aus politischem Kalkül vergeblich versucht, die damals noch schwangere Elisabeth in eine neue Eheverbindung mit Władysław III. zu zwingen. In die Enge getrieben sah sich Elisabeth gezwungen, durch ein kostspieliges Söldnerheer militärischen Widerstand zu leisten und bürgerkriegsähnliche Zustände um den ungarischen Thron erschütterten das Land. Dvořáková zeigt in Kapitel VI anschaulich, wie der Krieg in das Leben der Menschen eingriff. Dabei macht sie angesichts der komplizierten politischen Gemengelage die enge Verknüpfung von slowakischer (ungarischer), böhmischer, polnischer und österreichischer, ja mittel- und ostmitteleuropäischer Geschichte deutlich. Das Jahr 1442 brachte dann den dramatischen Höhepunkt (Kapitel VII) bei dem es für Elisabeth um Leben und Tod ging: Zwar trafen sich die Kontrahenten in Raab (Győr) zum Abschluss eines durch den römischen Kardinal Cesarini vermittelten Friedensvertrages, doch drei Tage nach Władysławs Abreise verstarb Elisabeth unerwartet. Für Zeitgenossen sowie für nachfolgende Historikergenerationen bot dies Anlass zu Spekulationen um eine mögliche Vergiftung.

„Zwei Sieger, zwei Verlierer“ ist das letzte Kapitel überschrieben: Konnte sich Elisabeth zwar dem militärischen Druck ihres Kontrahenten widersetzen und mit dem Friedensabkommen einen beachtlichen Erfolg erringen, so vermochte sie sich dessen nicht mehr zu erfreuen. Władysław hatte zwar formal gesiegt, erbte jedoch ein durch Bürgerkrieg schwer in Mitleidenschaft gezogenes Land; innerlich zersplittert und äußerlich durch die Osmanen bedroht. Nur vier Jahre später forderte die Schlacht bei Varna 1444 auch dessen Tod. Obgleich Ladislaus Postumus in sehr frühen Jahren die ungarische und böhmische Krone erringen konnte, vermochte auch er angesichts der machtpolitischen Konstellationen und seines frühen Todes infolge einer Leukämieerkrankung keine politischen Akzente zu setzen.

Der Band zeugt insgesamt von beeindruckender Sachkenntnis der Autorin, die über viele Jahre Quellen unterschiedlicher Provenienz ausgewertet hat. Auf der Grundlage des Itinerars der Königin und unzähliger Urkunden vermag die Autorin, die Leserschaft an der ganzen Dramatik jener Zeit teilhaben zu lassen. Ihre Schilderungen ergänzt Dvořáková stets um alltags- wie kulturgeschichtliche Ausführungen, etwa zur Einbalsamierung verstorbener Könige, zu geburtserleichternden Mitteln oder zur Pest. Nicht zuletzt sind die mehr als tausend Anmerkungen ein großer Gewinn.

Smyčka, Václav: Objevení dějin. Dějepisectví, fikce a historický čas na přelomu 18. a 19. století [Die Entdeckung der Geschichte. Geschichtsschreibung, Fiktion und historische Zeit an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert].

Academia, Praha 2021, 556 S., 11 s./w. Abb., ISBN 978-80-200-3211-9.

Wenn man die Illustrationen der 1770 von Franz Pubička publizierten „Chronologischen Geschichte Böhmens“ für bare Münze nimmt, könnte man meinen, Urvater Čech sei ein „Barock-Kavalier“ (S. 9) gewesen. Mit diesem anschaulichen Beispiel eröffnet Václav Smyčka, der zuletzt eine Dissertation zum „Gedächtnis der Vertreibung“ in der deutschen und tschechischen Gegenwartsliteratur vorgelegt hat,¹ seine zweite Monografie. Diesmal widmet er sich der titelgebenden „Entdeckung der Geschichte“ in den böhmischen Ländern, die er an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verortet. Während es nach Smyčka für Pubička und seinen Illustrator Johann Georg Balzer scheinbar kein Problem darstellte, Urvater Čech – der Legende nach im frühen Mittelalter zu verorten – in einem denkbar ahistorischen Kostüm zu porträtieren, wäre etwas Vergleichbares fünfzig Jahre später kaum noch vorstellbar gewesen. Smyčkas erklärtes Ziel ist es, in seinem Buch diesem Wandel des Geschichtsverständnisses auf den Grund zu gehen und die Entstehung eines historischen Bewusstseins in den böhmischen Ländern nachzuzeichnen.

Auf Basis eines umfangreichen Textkorpus, das dezidiert fiktionale (z.B. historische Romane) wie faktuale Texte (z.B. Vorlesungsmanuskripte) umfasst, identifiziert der Autor fünf zentrale Entwicklungen (wörtlich „Innovationen“), denen er je ein Kapitel widmet.

Zunächst beschreibt Smyčka die zunehmende Ansammlung historischen Wissens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Er folgt dem zeitgenössischen Historiker Johann Christoph Gatterer, der feststellte, dass ab 1769 die historische Literatur die bis dato den Markt dominierende religiöse Buchproduktion zahlenmäßig übertroffen hat (S. 51). Nach Smyčka kommt dem (mit Ausnahme der Napoleonischen Kriege, S. 61) stetig wachsenden Buchmarkt in den böhmischen Ländern bei diesem Prozess eine zentrale Rolle zu. Das Mehr an Buch- und damit Wissensproduktion leistete, so der Autor, auch einem Drang nach Vollständigkeit Vorschub im Sinne einer umfassenden Geschichte der Wissenschaften (S. 84), die wiederum Ordnungssysteme des generierten historischen Wissens benötigte. Während der Autor die Funktionsweise von zu diesem Zweck verwendeten synoptischen Tabellen anschaulich erklärt, sind seine Erläuterungen zur vermeintlich mnemotechnischen Grundlage porträtbasierter Gelehrten-Zusammenstellungen² weniger nachvollziehbar. Die These, dass die Gelehrten, die mit Attributen ihrer Gelehrsamkeit „vor dem

¹ *Smyčka, Václav: Das Gedächtnis der Vertreibung. Interkulturelle Perspektiven auf deutsche und tschechische Gegenwartsliteratur und Erinnerungskulturen.* Bielefeld 2019 (Interkulturalität. Studien zu Sprache, Literatur und Gesellschaft 15).

² Siehe zum Beispiel *Pelcl, František Martin: Abbildungen Böhmischer Und Mährischer Gelehrten Und Künstler. Nebst Kurzen Nachrichten Von Ihren Leben Und Werken.* 4 Bde. Prag 1773–1782 bzw. *Balzer, Johann Heinrich: 87 Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler.* Prag 1782 [?]. Das Datum der Veröffentlichung ist unklar, Smyčka geht von 1782 aus.

Hintergrund ihrer Bibliotheken posieren, die von schweren Vorhängen verdeckt sind“ (S. 95), durch diese Verortung besser rememberbar werden, trägt schlicht nicht, wenn bei weniger als der Hälfte der Abgebildeten tatsächlich auch entsprechende Hintergründe bzw. Attribute zu erkennen sind.³

Die zweite Entwicklung, die Smyčka in den Fokus nimmt, ist die zunehmende Narrativierung von Geschichte. Während sich beispielsweise das Geschichtswerk Gelasius Dobners (1761) eher als „kritischer Kommentar“ und nicht als „eigenständig synthetisierende Erklärung“ (S. 151) beschreiben lässt, weist Pelcls „Kurzgefaßte Geschichte von Böhmen“ (1774) bereits einen Trend zur Narrativierung auf. Dafür sind nach Smyčka jedoch nicht in erster Linie der Autor, sondern die Logik des Buchmarkts und die Interessen der Verleger verantwortlich (S. 153-155). Kompakt erzählte Geschichte verkauft sich einfach besser. Den Einfluss historischer Romane und Dramen auf diesen Prozess schildert Smyčka anschaulich an zahlreichen Beispielen, wobei die Argumentation stellenweise ausfranst. So ist der Exkurs zur Beliebtheit tschechischer Themen in historischen Romanen deutscher (protestantischer) Schriftsteller (S. 166-175) an sich interessant, trägt aber wenig zur übergeordneten Argumentation von Smyčkas Buch bei.

Nach der Diskussion von Anhäufung und Narrativierung historischen Wissens geht Smyčka im dritten Kapitel darauf ein, auf welche Weise Geschichte im Untersuchungszeitraum mit Sinn aufgeladen wurde. Hierfür analysiert er hauptsächlich Quellen aus dem universitären Kontext. Zunächst konstatiert der Autor mit Bezug auf Texte Johann Heinrich Wolfs und Ignaz Cornovas eine Moralisierung der Geschichte im Sinne einer *imitatio bonorum* (S. 237) bzw. der seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert immer mehr zur leeren Worthölse verkommenen *historia magistra vitae* (S. 248). Beide Topoi werden gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach Smyčka zunehmend von einer Geschichtsphilosophie ersetzt, die versucht, historische Zusammenhänge mit kausalen Erklärungen zu ergründen (S. 260-261). Grundsätzlich stimmt Smyčka hier mit Reinhart Kosellecks Überlegungen überein, datiert den Beginn dieses Prozesses jedoch nicht auf die Französische Revolution, sondern bereits in die 1770er Jahre, in denen der Autor die bereits erwähnte beschleunigte Entwicklung des Buchmarkts verortet (S. 238). Raumgreifend thematisiert das Kapitel das geschichtsphilosophische Werk Michael Wenzl Voigts (S. 266-292), dessen Versuch unterschiedliche geschichtsphilosophische Strömungen zu verbinden, nach Smyčka jedoch in einer Aporie endet (S. 292). Warum der Autor ausgerechnet diesem unveröffentlichten (!) Werk im Kontext der Untersuchung so viel Platz (und damit vermeintliche Bedeutung im zeitgenössischen Diskurs) einräumt, erschließt sich nicht.

Als vierte Entwicklung macht Smyčka die Entstehung einer kontingenzbetonten Kulturgeschichtsschreibung aus. Am Anfang dieses Prozesses steht der Aufstieg des Bürgertums am Ende des 18. Jahrhunderts, der sich nach Meinung zeitgenössischer Intellektueller wie August Ludwig Schlözer und Aleš Pařízek auch in den Themen widerspiegeln sollte, die die Geschichtsschreibung behandelt (S. 300-301). Auf-

³ Balzers Zusammenstellung der Porträts liegt digitalisiert vor. URL: <https://mdz-nbn-resolving.de/bsb11215960> (letzter Zugriff 02.09.2021).

bauend auf den unterschiedlichen, sich gegenseitig beeinflussenden Konzepten von Kultur, die durch Johann Christoph Adelung, Johann Gottfried Herder oder Karl Joachim Maria Bocklet geprägt wurden (S. 325), entwickelt sich laut Smyčka u. a. bei Schlözer eine kontingenzbetonte Kulturgeschichte. Diese transzendiert als emanzipatorisches Projekt die Erweiterung der Geschichtsschreibung auf das Bürgertum und strebt ein „universal gesellschaftliches anthropologisches Modell“ (S. 338) an, welches allerdings nicht ohne Gegenbewegung bleibt. Das entstehende Spannungsfeld zwischen kontingenzbetonter auf der einen und essentialisierender Kulturgeschichte auf der anderen Seite erläutert Smyčka überzeugend anhand von Marc Anton Gotschs „Allgemeine Ideen, Methodologie und Litteratur zum Studium der Weltgeschichte“⁴ und den unveröffentlichten Schriften Johann Franz Herrmann von Herrmannsdorfs.

Schließlich identifiziert Smyčka als fünfte Entwicklung der Geschichtsschreibung das Starkmachen des Nationalen. Die Handlung narrativierter Nationalgeschichte tragen damit zusammenhängend nationale Helden als „große Ersatzfiguren“ (S. 402). Anhand dreier Modi des geschichtlichen Erzählens – Romanze, Komödie, Tragödie nach Hayden White⁵ – analysiert der Autor etwa Texte von Cornova oder Karl Ludwig Woltmann, speziell hinsichtlich des Einsatzes nationaler Akteure oder der Nation selbst als Protagonistin. Smyčka kommt zu dem Schluss, dass der tragische Erzählmodus, wie ihn beispielsweise Woltmann vertrat, zunächst wenig einflussreich war, aber im 19. Jahrhundert von František Palacký aufgegriffen wurde und somit zur „produktivsten“ Variation einer nationalgeschichtlichen Synthese avancierte (S. 452–453).

Die Implikationen der fünf beschriebenen Entwicklungen problematisiert Smyčka im letzten Kapitel seines Buchs. Er leuchtet dabei die Temporalisierung der böhmischen Gesellschaft im Spannungsfeld zwischen „befreiender Innovation“ und „versklavendem Druck der Kultur“ (S. 456) aus. Wenngleich die analysierten Konfliktlinien – Machtstrukturen des Fortschrittsdiskurses (S. 469), vermeintliche Geschichtslosigkeit als Argument für (politische) Gewalt (S. 487), Angst vor dem Versagen als Individuum und vor der Geschichte (S. 499) – kaum noch überraschen, ist ihre Rückbindung an die untersuchten Quellen doch erhellend.

Eine konzise Synopse, umfangreiche Quellen- und Literaturangaben nebst Personenverzeichnis sowie deutsche und englische Zusammenfassungen runden das Buch ab. Zwei Kritikpunkte müssen allerdings angebracht werden: Erstens ist die Redaktion des Textes unsauber ausgeführt. Abschreibefehler in den deutschen Originalzitaten sind keine Seltenheit, dazu kommen Tippfehler bei Buchtiteln und Autorennamen in den Fußnoten und auf Seite 304 taucht gar ein ganzer Absatz auf, der Wort für Wort von Seite 185 übernommen ist. Wenngleich an dieser Stelle auf das betreffende Kapitel verwiesen wird, hätte wohl auch wenig gegen eine Paraphrase gesprochen. Zweitens spiegelt sich die von Smyčka für die von ihm untersuchten

⁴ Gotsch, Marc Anton: Allgemeine Ideen, Methodologie und Litteratur zum Studium der Weltgeschichte. Linz 1799.

⁵ White, Hayden: Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe. Baltimore/Maryland 1973.

Entwicklungen postulierte Polyphonie (S. 512) auch in der Struktur des Buchs wider, dem ob zahlreicher Exkurse teilweise der rote Faden abhanden kommt. Es scheint, dass sich der Autor stärker dem kumulativen als dem narrativen Ansatz verschrieben hat. Ausdauernde Leser:innen, die sich mit der Geschichte der Historiografie auseinandersetzen wollen, werden ob der Materialfülle und der angebotenen Interpretationen zur schrittweisen „Entdeckung der Geschichte“ das Buch jedoch gut nutzen können.

Höhne, Sibylle/Höhne, Steffen: Clemens Brentano. Die Gründung Prags (1814/1815). Kommentar.

Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2020, 413 S. (Texte und Beiträge zur Romantik und ihrer Wirkung 4), zahlr. Abb., ISBN 978-3-8253-4647-8.

Obwohl Brentano als wegweisender und in mancherlei Hinsicht bahnbrechender Autor der deutschen Romantik gut bekannt ist, so werden seine Werke heute kaum gelesen. In Vergessenheit gerieten viele Dramen, darunter das ehrgeizige Projekt „Die Gründung Prags“. Die experimentellen Aspekte des Werkes und nicht zuletzt die Gattung romantisches Drama mögen dem heutigen Leser fremd geworden sein. Zudem ufernte Brentanos Unternehmung derart aus, dass es mit seinen 9300 Versen und Endnoten umfangreicher geraten ist, als beide Teile von Goethes Faust zusammen.

Die vorliegende Arbeit von Sibylle und Steffen Höhne war längst nötig, nicht nur, um den bisher fehlenden ausführlichen Textkommentar zu diesem Drama zu liefern. Sein Erscheinen ist auch in Hinblick auf das erneuerte Interesse bei Literaturhistorikern der vergangenen zwanzig Jahre zu lesen, worauf sich die Autoren ausdrücklich berufen. Mit ihrem Buch folgen sie aber auch dem Appell des tschechischen Literaturwissenschaftlers und Kritikers Martin C. Putna nach einer Neubewertung des Werkes,¹ wenngleich dessen Wirkung auf Texte, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im unmittelbaren Umfeld entstanden, noch immer unterschätzt wird.²

Unter Berücksichtigung der ehrgeizigen Zielsetzung von Brentanos Projekt stellen Sibylle und Steffen Höhne in der Einleitung zurecht ein „Wirkungsdefizit“ fest. Die Germanisten führen die „fehlende dramaturgische Bearbeitung“ (S. 57) als Erklärung für die Erfolglosigkeit des Stückes an, denn es wurde trotz der Bemühungen des Dichters nie aufgeführt. Gleichzeitig bleibt das Werk ein wichtiger Meilenstein in der Entwicklung der deutschen respektive europäischen Romantik und gilt als Vorlage für den späteren tschechischen Nationalmythos, benannt nach der sagenumwobenen ersten Fürstin Böhmens Libuše (auch Libussa).

¹ Putna, Martin C.: Ztracený německý mýtus o Čechách [Ein verlorener deutscher Mythos über Böhmen]. In: Souvislosti. Revue pro literaturu a kulturu 1 (2007) 192-198.

² Boutan, Jean: Amazones de Bohême. Construction du genre et de la nation à l'époque romantique. Paris 2021 (Perspectives comparatistes 108) 213-281.

Das während eines 1812 begonnenen, zweijährigen Aufenthalts des Dichters in Böhmen verfasste Stück stellt demnach auch einen Beitrag zur Geschichte der slawischen Kultur dar. Brentano versuchte nämlich, eine einheitliche slawische Mythologie nach den wenigen vorhandenen Kenntnissen zu rekonstruieren und stellte eingehende Recherchen zur slawischen Vergangenheit und Folklore an. Provokativ, aber wohl nicht zu Unrecht schrieb der französische Literaturhistoriker Jean-Pierre Danès in einer leider unvollendeten Arbeit zur deutschsprachigen Literatur aus Böhmen, mit diesem Werk sei der Deutsche Brentano zum ersten Vertreter des Panslawismus geworden.³ Mit seinen literarischen Absichten erweist sich das Stück als ein Werk von europäischem Ausmaß, das nicht zuletzt durch etliche Anspielungen auf die napoleonischen Kriege explizit Stellung zur Geopolitik seiner Zeit bezieht.

Bei der Arbeit an der „Gründung Prags“ war Brentano dem Kontext des zweisprachigen Böhmens ausgesetzt. Die Komplexität des Werkes basiert aber bei weitem nicht nur auf seiner kulturgeschichtlichen Verortung, sondern auch auf den hohen literarischen Ansprüchen des Dichters. Er hatte das Stück zwar nicht als Lesedrama verfasst, war sich der Schwierigkeiten einer szenischen Umsetzung aber wohl bewusst und erwog eine notwendige Bühnenbearbeitung – nämlich mit dem leicht skurrilen Argument: „Welches bedeutendere dramatische Werk kann irgend eine Bühne, so wie sie sind, in unseren Tagen ausführen, so wie es ist?“ (S. 57).

Brentano behauptete in einem 1813 in der Prager Zeitschrift „Kronos“ erschienenen Aufsatz, alles über den böhmischen Mythos gelesen zu haben. In das Drama versuchte er nun all die Quellen miteinzubeziehen, wodurch das Werk als Synthese gelesen werden kann. „Die Gründung Prags“ ist sehr vielschichtig und von intertextuellen Verbindungen, Zitaten, Anspielungen und Wortspielen durchzogen. Die etlichen, mit Vorliebe verwendeten Gleichnisse entwickelt Brentano nicht selten auf verschiedenen Deutungsebenen und bezieht sich dabei auf scholastische und theologische Traditionen. Zahlreiche Textstellen bedürfen daher einer Erläuterung, die die Autoren des Textkommentars stets erhellend liefern.

Der Teil zum Entstehungskontext und den Quellen legt sehr anschaulich die komplexen Verhältnisse dar, die den literarischen Hintergrund des Werkes bestimmt (S. 7-62). Darauf folgt der kritische Apparat: Der Kommentar greift auf den Stücktext in der Frankfurter Brentano-Ausgabe⁴ zurück. Jener erwähnte Aufsatz aus der

³ Danès, Jean-Pierre: *La Bohême dans la littérature allemande du 19e siècle* (Arbeitstitel). Typoskript (Kopie im Besitz des Rezensenten), Université de Paris-Sorbonne, 1988, 83. Danès Interpretation wird in den folgenden Studien kommentiert: *Boutan: Amazones de Bohême* 226-229; und *Boutan: Libuše na rozhraní dvou národních romantismů*. Rukopis zelenohorský a Clemens Brentano [Libussa an der Grenze zwischen zwei national-romantischen Strömungen. Die Grünberger Handschrift und Clemens Brentano]. In: *Dobiáš, Dalibor* (Hg.): *Rukopisy královédvorský a zelenohorský. Studie z recepcí v kultuře a umění* [Die Königinhofer und die Grünberger Handschrift. Studien zur Rezeption in der Kultur und der Kunst]. Bd. 1. Praha 2019, 377-401.

⁴ *Brentano, Clemens: Sämtliche Werke und Briefe. Dramen. Bd. 3: Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama* [herausgegeben von Georg Mayer und Walter Schmitz]. Stuttgart 1980 (Frankfurter Brentano-Ausgabe 14).

Zeitschrift „Kronos“ wird im Teil „Anmerkungen und Prosa“ neben anderen Quellen ebenfalls erläutert. Weitere Hintergrundinformationen liefert das Bildmaterial am Ende des Buches, namentlich Sibylle Höhnes Aufnahmen an historischen Orten (S. 407-411).

Der Kommentar legt nicht nur den schöpferischen Vorgang, sondern auch die ganze Bandbreite des von Brentano aufgerufenen Wissens dar und erlaubt dem Leser einen Einblick in dessen eigentümliche dichterische Gestaltung und Bearbeitung des mythischen Stoffes, mit dem er sehr frei und fantasievoll umgeht. Neben dem Genuss der für Brentano so charakteristischen Spannung zwischen Groteske und Mystik kommen dank des Kommentars neue Einsichten in die geistes- und kulturhistorischen Zusammenhänge des Werkes in den Blick. Die vermeintliche Unauführbarkeit des Stückes und das unvollendete Trilogie-Projekt zur Geschichte Böhmens weisen auf die typisch romantische Ästhetik des Fragments hin – Bruchstück als Sinnbild für das Ganze. Dadurch wird „Die Gründung Prags“ zum Schlüssel einer Epoche.

Wo diese anspruchsvolle Dichtung das Lesen erschweren mag, da wird man ohne Zögern zum literatur- und kulturhistorischen Kommentar von Sibylle und Steffen Höhne greifen können. Dieser möchte sich aber auch als Leseempfehlung verstanden wissen. Er zeigt, wie Brentano das literarische Werk als Gegenstand einer ständigen Bearbeitung und Neuinterpretation, kurzum als ein Werk konzipierte, das im fortwährenden Entstehen begriffen war. Mit ihrem Textkommentar werfen Sibylle und Steffen Höhne nicht zuletzt ein neues Licht auf die Literaturepoche der Romantik: Sie ist nicht allein durch Fantastik und frühnationalistische „Eichenlaubdichtung“ gekennzeichnet, sondern erweist sich auch als eine Zeit des literarischen Experiments, das alle Bereiche des künstlerischen und intellektuellen Schaffens umspannt.

Kasper, Tomáš/Kasperová, Dana/Pánková, Markéta (Hgg.): „Národní“ školství za první československé republiky [„Nationales“ Schulwesen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik].

Academia, Praha 2018, 353 S. (První republika 9), Illustrationen, ISBN 978-80-200-2891-4.

Das Schulwesen der Tschechoslowakei konnte in der internationalen Historiografie gerade in den letzten zwei Jahrzehnten eine stärkere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.¹ Trotz allen Bestrebens auf zivilgesellschaftlicher Ebene kam eine Reform des altösterreichischen Schulsystems in der ČSR (Československá republika – Erste Tschechoslowakische Republik) zwischen 1918-1938 nie zustande. Die zu besprechende Kollektivmonografie beleuchtet das tschechoslowakische Schulwesen der

¹ Vgl. *Zabra*, Tara: Kidnapped Souls. National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands, 1900-1948. Ithaca/New York 2008; *Němec*, Mirek: Erziehung zum Staatsbürger? Deutsche Sekundarschulen in der Tschechoslowakei 1918-1938. Essen 2010 (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 33).

Zwischenkriegszeit. Die Autorinnen und Autoren des Bandes thematisieren die Möglichkeiten und Herausforderungen einer Bildungsreform, die die „Erziehung eines demokratischen Bürgers“ (S. 9) im neuen Staat zum Ziel hatte.

Im Zentrum des Interesses stehen reformpädagogische Initiativen, Institutionen, Lehrervereine und erziehungswissenschaftliche Fachkreise. In insgesamt 19 Kurzkapiteln werden tschechische, deutsche und teilweise auch jüdische reformpädagogische Bestrebungen sowie verschiedene regionale Spezifika des tschechoslowakischen Schulwesens dargestellt. Die Exkurse in die Slowakei und die Karpatenukraine zeigen, dass die ehemals transleithanischen Gebiete die besten Voraussetzungen für die Durchsetzung der Reformversuche geboten hätten (S. 237).

Eine weitreichende Schulreform und Unterstützung von neuen Schulen war das Ziel der Lehrervereinigungen wie der „Československá obec učitelská“ (Tschechoslowakische Lehrervereinigung), der „Svaz učitelů Československých“ (Verband tschechoslowakischer Lehrer) oder des „Deutschen Lehrerbundes im tschechoslowakischen Staate“ sowie des „Reichsverbands deutscher Bürgerschullehrer im Tschechoslowakischen Staate“. Trotz nationaler Antagonismen verfolgten diese Organisationen einige ähnliche Ziele wie die einheitliche und intern differenzierte Schule, eine endgültige Trennung von Schulwesen und Kirche sowie einen individualisierten und praxisorientierten Unterricht in Abgrenzung zu der vormals auf Gehorsam basierenden Pädagogik. Durch die Reform sollte das Schulsystem von den Interessen der Staatsbürokratie hin zu den Interessen des freien Individuums verschoben werden (S. 163).

Die wichtigste Reforminitiative war die an der privaten, 1921 in Prag gegründeten Škola vysokých studií pedagogických (Schule für höhere pädagogische Studien) angesiedelte Schulreformkommission Václav Příhoda. Sie arbeitete Schulreformpläne aus und ließ einige Versuchsschulen einrichten. Deutsche Zentren der Reformpädagogik in der ČSR befanden sich in Rudolf Lochners „Sudetendeutscher Anstalt für Erziehungswissenschaft“ in Reichenberg (1923) oder in Karl Metzners „Deutscher Arbeitsgemeinschaft für die Neugestaltung der Erziehung“ in Leitmeritz (1927). Das Verhältnis sudetendeutscher Reformpädagogik zu den tschechischen Reformbestrebungen schildern die Autoren als zurückhaltend. Der von Příhoda Kommission ausgearbeitete Reformplan scheiterte schließlich 1929 am Konservatismus deutscher Lehrervertreter, die ihn als „von den USA importiert“ ablehnten (S. 248). Metzner etwa reagierte auf die tschechischen Pläne mit generellem Misstrauen gegenüber der Massengesellschaft, dem Wert der Heimatbildung oder „der Mystik des Führersystems“ (S. 249).

Das Scheitern der Reform sehen die Autoren in der Unübersichtlichkeit und der Ambivalenz der ganzen Schulreformdiskussion begründet, die durch differierende nationale, soziale oder politische Einstellungen bestimmt war (S. 267). Trotz einiger Zugeständnisse des Unterrichtsministers Ivan Dérer und der erfolgreichen Einrichtung einiger Versuchsschulen (z. B. Prag, Zlín, Český Krumlov) kam es nie zur Verankerung neuer Prinzipien, geschweige denn zu einer grundlegenden Veränderung des Schulsystems der ČSR (S. 166).

Der Band spricht eine Vielzahl wenig bekannter Aspekte des tschechoslowakischen Bildungswesens der Zwischenkriegszeit an, wobei die Autoren viel eher in

deskriptiver als analytischer Weise zum Nachdenken über die Gründe für die Unbeweglichkeit des cisleithanisch-geprägten Schulsystems der ČSR anregen und auch Fortschritte der ČSR in der Frauenbildung oder der Sonderpädagogik (Rudolf Jedlička, František Bakule, Přemysl Pitter) thematisieren.

Das Ziel des Bandes, die „Hauptprobleme der Bildungspolitik“ (S. 9) der ČSR zusammenzufassen, kann jedoch nur mit einem engen Fokus auf erziehungswissenschaftliche Fragen als gelungen erachtet werden. Auf die Analyse der Reformdiskussionen im gesellschaftspolitischen Kontext ebenso wie auf sudetendeutsche Reformversuche über das Jahr 1933 hinaus verzichten die Autoren mit der Begründung, es handle sich um eine „politische Angelegenheit“ und nicht um ein fachlich-pädagogisches Problem (S. 249). Weiter reproduzieren die Autoren mit ihrer wenig kritischen Einordnung zur deutschen Ablehnung von Příhoda's Schulreformentwurf das zeitgenössische Bild der reformwilligen, liberalen Tschechen auf der einen und der antiliberalen und sich radikalisierten Deutschen auf der anderen Seite. Auch fehlt dem Leser der ergänzende Blick von oben, der die Interessen und Ursachen für die Zurückhaltung des Staates erklären würde, welcher die Agenda der zivilgesellschaftlichen Reforminitiativen teils übernahm – 1928 wurde das Pädagogische Institut verstaatlicht – aber selbst nichts unternahm. Außerdem wird der nationale Aspekt des als „nationalen Schulwesens“ betitelten Bandes überraschenderweise nicht problematisiert.

Trotz fehlender Kontextualisierung und begrenzter Interpretationskraft fasst der Band in einer übersichtlichen Art und Weise die Ergebnisse der tschechischen Forschung im Bereich der Erziehungswissenschaft für die Erste Tschechoslowakische Republik zusammen. Er gibt ein relevantes historisches Bild der Spannung zwischen Fortschritt und Tradition wieder, in der nicht nur das Schulsystem, sondern auch der Staat selbst begriffen war.

Šustrová, Radka: Zastřené počátky sociálního státu. Nacionalismus a sociální politika v Protektorátu Čechy a Morava [Verschleierte Anfänge des Wohlfahrtsstaates. Nationalismus und Sozialpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren].

Argo/Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Praha 2020, 530 S. (Edice každodenní život 76), zahlreiche Tabellen und Abbildungen, ISBN 978-80-257-3280-9.

Die Geschichte des Protektorats Böhmen und Mähren und der deutschen Besatzung war seit der politischen Wende 1989 Gegenstand zahlreicher Studien der Geschichtswissenschaft. Monografien tschechischer Historiker gab es dabei jedoch nur eine Handvoll. Ohne Übertreibung lässt sich nun konstatieren, dass das Buch der in Prag tätigen Historikerin Radka Šustrová einem Meilenstein in der Protektoratsforschung gleicht. Bei dem hier zu besprechenden Band handelt es sich um eine überarbeitete Fassung ihrer 2018 an der Karls-Universität in Prag verteidigten Dissertationsschrift. Šustrová stellte ihre Fähigkeiten bereits 2012 mit einer Studie zur Kinderland-

verschickung unter Beweis.¹ Es folgten zahlreiche Artikel zu Fragen der deutschen Besatzung, unter anderem auch zur Sozialpolitik unter Reinhard Heydrich.

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel. In der Einleitung geht Šustrová dezidiert auf die Forschung zum Dritten Reich und zum Protektorat im Besonderen ein. Ihren sozialgeschichtlichen Forschungsansatz rechtfertigt sie mit der Schlussfolgerung, die auf Ereignisgeschichte konzentrierte Forschung sei bisher nicht in der Lage gewesen, die Realität des Protektorats darzustellen, welche die Autorin als sehr vielfältig, zweifellos kompliziert und voller innerer Widersprüche beschreibt (S. 12). Ihre Untersuchung legt nun den Fokus auf die Sozialpolitik während der Protektoratszeit und beleuchtet dezidiert auch die Rolle tschechischer Akteure.

Die Studie greift auf eine breite Basis an Dokumenten aus tschechischen lokalen, regionalen und zentralen Archiven zurück, aber berücksichtigt auch solche des Bundesarchivs und des Auswärtigen Amtes in Berlin. Neben Archivmaterial bilden zahlreiche zeitgenössische Fachpublikationen zur Sozialpolitik sowie Sachliteratur das Quellenkorpus der Untersuchung. Methodisch nähert sich die Autorin der Thematik unter Zuhilfenahme der Biopolitik Michel Foucaults, welche sie jedoch bezogen auf das Protektorat wie folgt konkretisiert:

Biopolitik [...] wird als eine Gesamtheit von Machtformen verstanden, die im sozialen Bereich mit dem Ziel der Rationalisierung, Disziplinierung und Sicherung des Systems wirken, auf dem die Lebensfähigkeit der Gesellschaft beruht. Konkret geht es um die Arbeitstätigkeit und Leistungsfähigkeit der Bevölkerung, die durch das Vorhandensein anderer sozialpolitischer Systeme und Instrumente, wie etwa der medizinischen Versorgung oder der Sozialversicherung, bedingt ist (S. 27).

Zunächst widmet sich Šustrová den Debatten um die Sozialpolitik der Ersten Tschechoslowakischen Republik, um dann im zweiten Kapitel die Transformation der Gesellschaft in der Zeit nach dem Münchener Abkommen (S. 45-69) und zu Beginn der deutschen Besatzung (S. 69-159) zu untersuchen. Hier spricht sie zuspitzend von einer „Herbstrevolution“, die im Versuch gemündet sei, eine „nationale Gemeinschaft“ (národní pospolitost) zu stiften; das tschechische Gegenstück zur nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“. Im dritten Kapitel (S. 159-221) konzentriert sich die Autorin auf die Institutionen und Werkzeuge dieser rassistisch geprägten tschechischen „Volksgemeinschaft“. Im Zentrum steht unter anderem die Protektorats-Organisation „Národní souručenství“ (Nationale Gemeinschaft). Die Kapitel vier bis sechs konzentrieren sich auf Kernelemente der Sozialpolitik: Arbeit (S. 221-277), Gesundheit (S. 277-345) und Familie (S. 345-403). Jedes dieser Kapitel endet mit einer Diskussion zur Rolle tschechischer zeitgenössischer Experten im entsprechenden Feld.

Šustrová zeigt, dass die Sozialpolitik im Protektorat keineswegs erst unter Heydrich begann. Der Rückgriff der Protektoratsregierung auf Instrumente der sozialen Sicherung sei eine kontinuierliche Fortführung der Zwischenkriegspraxis und stelle

¹ Šustrová, Radka: Pod ochranou protektorátu. Kinderlandverschickung v Čechách a na Moravě. Politika, každodennost a paměť 1940-1945 [Unter dem Schutz des Protektorats. Die Kinderlandverschickung in Böhmen und Mähren: Politik, Alltag und Erinnerung 1940-1945]. Praha 2012 (Fontes 7).

keinen Bruch in der Entwicklung des Sozialstaates dar. Daraus schlussfolgert Šustrová, dass die Nachkriegssozialpolitik in großem Maße auf der Sozialpolitik des Protektorats aufbaute und ohne diese nicht denkbar gewesen wäre. Die Autorin belegt, dass es einerseits zu einer stark nationalistischen und ausgrenzenden Politik der tschechischen Regierung nach dem Münchner Abkommen kam (vor allem im Zuge des Ermächtigungsgesetzes vom 15. Dezember 1938), was dazu führte, dass Juden aus zahlreichen Funktionen des Staatsdienstes wie etwa der Armee ausgeschlossen und Roma kriminalisiert wurden (S. 72f.). In dieser Periode fand eine Abkehr vom „Tschechoslowakismus“ hin zur ausschließlichen Förderung der tschechischen Nation statt, die „befreit“ von Juden, Polen und Roma sein sollte. Šustrová argumentiert, dass das Protektorat zwar Teil des Reichsgebiets war und die Exekutivgewalt vom deutschen Besatzungsapparat ausging, die Sozialpolitik im Protektorat sich aber in erster Linie an die tschechische Bevölkerung richtete. In diesem Punkt unterscheidet sich der Ansatz der Autorin maßgeblich von vorangegangenen Studien zur Thematik, die die Sozialpolitik als „soziale Demagogie“ interpretiert hätten (S. 20). Šustrová kann zeigen, dass die Umsetzung in der Hand tschechischer Experten lag, die sich dabei hauptsächlich auf den tschechischen Verwaltungsapparat stützten. Die proaktive Beteiligung der tschechischen Akteure an der ausgrenzenden Sozialpolitik wirkte sich in nicht unbedeutender Weise stabilisierend auf die Legitimität des Systems aus. Somit setzte sich das Regime im Protektorat aus einer nationalen und einer rassistischen sozialen Komponente zusammen, weshalb Šustrová von einem tschechischen „nationalsozialistischen“ (S. 404) Regime spricht.

Die Motivation der tschechischen Akteure, sich an dieser rassistischen und segregierenden Sozialpolitik zu beteiligen, war laut der Autorin vielschichtig: Oft sahen sie eine Chance, nun eine Sozialpolitik zu verwirklichen, die ihnen in der liberalen Tschechoslowakei verwehrt geblieben war. Sie stellt deshalb die These auf, dass bereits vor 1945 eine Aufbau-Stimmung (*budovatelský étos*) innerhalb dieser tschechischen Eliten geherrscht hätte (S. 407 f.).

Man muss sich Šustrová in ihren – manchmal etwas überspitzten – Schlussfolgerungen nicht immer anschließen, um ihr Buch gewinnbringend zu lesen. Dies liegt vor allem an der Fähigkeit der Autorin, die Geschehnisse in den breiteren Kontext des Dritten Reiches bzw. der deutschen Besatzung Europas einzuordnen und vor dem Hintergrund des „Jahrhunderts der Extreme“ zu deuten. Hervorgehoben werden sollte auch, dass im Anhang sämtliche Reichs- wie Protektoratsgesetztexte, die im Zusammenhang mit dem Aufbau des Sozialstaates veröffentlicht wurden, chronologisch aufgelistet sind. Insgesamt stellt die Studie von Radka Šustrová eine der wichtigsten Publikationen zur Geschichte des Protektorats seit der Wende von 1989 dar.

Kokošková, Zdeňka/Václavíková Sedláková, Monika/Pažout, Jaroslav (Hgg.): Die Oberlandratsämter im System der Besatzungsverwaltung des Protektorats Böhmen und Mähren und ihre leitenden Beamten.

Verlag Herder-Institut, Marburg 2022, 318 S. (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas 10), 26 Abb., ISBN 978-3-87969-473-0.

Mit ihrer Quellenedition und Studie über die Rolle der Oberlandratsämter im Protektorat Böhmen und Mähren betreten die Autor:innen thematisch wahrlich kein Neuland, und das nicht nur, weil es sich beim vorliegenden Band um die Übersetzung des tschechischen Originals von 2019 handelt:¹ Die Oberlandräte als Instrumente deutscher Herrschaft wurden schon von zeitgenössischen wie auch späteren Analysen hervorgehoben,² die Berichte, die die Oberlandräte an die Protektoratsbehörden schickten, dienten immer wieder als Quellen für die Darstellung von politischen Entwicklungen.³ Es ist allerdings nicht immer die Hauptaufgabe einer Quellenedition, Neuland zu betreten, und die Herausgeber:innen sind sich dessen bewusst, verweisen sie in der soliden Literaturanalyse doch auf einige einschlägige tschechische und deutsche Publikationen.

Trotz des oft behandelten Themas ist es den Herausgeber:innen, einem Team aus zwei Archivarinnen und einem Historiker, gelungen, einen detail- und materialreichen und für die weitere Forschung sicherlich praktischen Beitrag zu leisten. Das Buch besteht aus vier inhaltlichen Hauptteilen: Neben der erwähnten Literaturanalyse führt eine Einleitung in das System der Oberlandräte und dessen Entwicklung ein. Kurze stichwortartige Biogramme aller 53 Oberlandräte bieten einen Überblick über deren beruflichen Werdegang wie deren Nachkriegskarriere. Schließlich versammelt die Dokumentenedition relevante Quellen zur Entwicklung der Oberlandratsämter. Umrahmt werden diese inhaltlichen Kapitel durch einen Apparat, bestehend aus Quellenverzeichnis, Orts- und Personenregister sowie einem Anhang. Dieser beinhaltet Tabellen, die die oft wechselvolle Besetzung der Oberlandratsposten übersichtlich vor Augen führen, sowie eine deutsch-tschechische Konkordanz der Ortsbezeichnungen und ein Abkürzungsverzeichnis, das besonders bei den Biogrammen, in denen viele Institutionen und Organisationen nur abgekürzt angeführt werden, auch dringend benötigt wird. Ein Abschnitt mit Abbildungen, der

¹ *Kokošková, Zdeňka/Václavíková Sedláková, Monika/Pažout, Jaroslav (Hgg.): Úřady oberlandrátů v systému okupační správy Protektorátu Čechy a Morava a jejich představitelé [Die Oberlandratsämter im System der Besatzungsverwaltung des Protektorats Böhmen und Mähren und ihre Repräsentanten].* Praha 2019.

² So etwa *Brandes, Detlef: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. Bd. 1: Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis Heydrichs Tod (1939-1942)* München, Wien 1969 (Tschechische Erstveröffentlichung Prag 1999) 30-37, 223 und *Neumann, Franz: Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933-1944.* Frankfurt am Main 1984, 594.

³ So z.B. bei *Šustek, Vojtěch: Bemühungen um die Germanisierung Prags während der NS-Okkupation. Aus den Berichten des Stellvertretenden Primators Josef Pfitzner.* In: *Glettler, Monika/Lipták, Lubomír/Mišková, Alena (Hgg.): Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938-1945. Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei.* Essen 2004, 61.

neben Faksimiles von Karten und Dokumenten auch einschlägige Bilder von Oberlandräten und deren Wirkungsstätten beinhaltet, rundet den Band ab. Der Apparat lässt somit kaum Wünsche offen und macht das Buch für weitere Forschung zu einem effektiven und einfach handhabbaren Behelf.

Die Einleitung führt vorbildlich in die Geschichte der Oberlandräte ein, was bei der wechselvollen Geschichte der Behörde unverzichtbar ist. Zunächst wird die grundlegende Problematik der Zweigleisigkeit der Oberlandratsämter dargestellt, welche ja einerseits erste Verwaltungsinstanz für Reichsbürger im Protektorat sein sollten, andererseits auch die formal autonomen tschechischen Behörden überwachen sollten. Deren Entwicklung wird in vier Phasen eingeteilt: Erst waren die Oberlandräte bei der Besatzung im März 1939 den jeweiligen Militärbehörden unterstellt, bald aber wurden sie als „Außenstellen des Reichsprotektors“ (S. 17) etabliert. Wie ein Dokument der Edition zeigt, war geplant, die Oberlandräte als „Provinzgouverneure unter Wilden, die den grosszügigen aber in gewissen Punkten un-nachgiebigen Herren schon wollen“ (S. 190) zu installieren.

Nach der Ankunft Reinhard Heydrichs wurde eine Verwaltungsreform in Angriff genommen, um die Verwaltung zu verschlanken und Ressourcen für den Kriegseinsatz zu mobilisieren. Dabei verringerte man nicht nur die Zahl der Oberlandratsämter, sondern befreite sie auch von Verwaltungsaufgaben und übertrug sie den tschechischen Behörden. Der Auftrag der Oberlandräte war fortan ein rein politischer: Sie wurden zu „Oberlandräte-Inspektore[n]“ (S. 32), die auch den letzten Anschein der Autonomie der tschechischen Verwaltungsbehörden zerstörten (S. 30). Nach der Errichtung des Deutschen Staatsministeriums für Böhmen und Mähren im August 1943 galten die Oberlandräte schließlich als „Beauftragte des deutschen Staatsministers“ (S. 35), was ihre Rolle als Unterdrückungsorgane noch einmal verstärkte. Wie man im Ministerium bemerkte, sei durch sie „das deutsche Leitungsorgan noch näher an die Lebenswirklichkeit herangerückt“ (S. 37).

Der zweite Abschnitt der Einleitung bietet eine kurze Prosopografie der Oberlandräte. Die Biogramme belegen, dass viele unter ihnen Mitglieder rechtskonservativer Parteien waren, aber in der späteren Entwicklung zeigt die recht hohe und teilweise auch frühe Mitgliedschaft bei SA und SS, „dass die untersuchten Oberlandräte als überzeugte Nationalsozialisten angesehen werden können“ (S. 42). Während des Krieges blieb nur eine Minderheit länger auf einem Posten, viele wurden zur Wehrmacht eingezogen oder übernahmen Verwaltungspositionen in anderen besetzten Gebieten (S. 46). Besonders interessant ist, dass die Herausgeber:innen auch die Nachkriegskarrieren der Oberlandräte beleuchten: Viele wurden zwar in der Tschechoslowakei zu Haftstrafen (zunächst relativ geringen, dann ab 1948 teilweise sehr hohen) verurteilt, meistens aber in den 1950er Jahren begnadigt und nach Deutschland abgeschoben, wo sie in der Mehrheit wieder in den öffentlichen Dienst eintraten und „oft große berufliche Erfolge erzielten“ (S. 50).

Die einzigen Oberlandräte, die aus den deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakischen Republik stammten, werden mit detaillierteren Biografien bedacht: Gustav Jonak, Hanns Blaschek und Friedrich Remplik. Auch wenn sich deren Weg „nicht grundlegend von den aus dem Altreich stammenden Beamten unterschied“ (S. 66), merken die Autor:innen doch an, dass bei der Karriere von

Zweien eher persönliche Kontakte zu Karl Hermann Frank und Reinhard Heydrich eine Rolle spielten, als die fachliche Leistung. Zur Nachkriegskarriere gehörte dann eine Tätigkeit bei der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Zusammenfassend kann man sagen, dass den Herausgeber:innen ein Band gelungen ist, der zeigt, wie sich Tendenzen und Probleme der deutschen Besatzung auf der unteren Ebene der Oberlandratsämter manifestierten, wie sehr diese Herrschaft aus Provisorien bestand und wie sehr sie – wie immer im polykratischen Herrschaftssystem des Nationalsozialismus – auf Aushandlungs- bzw. Verdrängungsprozessen zwischen einzelnen Machtgruppen und Fraktionen gründete. Das wird besonders bei der Beschreibung der Konflikte zwischen den Parteiorganisationen der umliegenden Gauen und der Protektoratsverwaltungsbehörden deutlich (S. 20), die erst den Anstoß für den Reorganisationsprozess der Oberlandratsämter gab. Durch die gute Aufarbeitung der Quellen und Materialien erleichtert dieser Band sicherlich weitere Forschung und bietet für weiterführende regionalgeschichtliche Studien zu den einzelnen Bezirken der Oberlandratsämter eine gute Ausgangsbasis. Auch die Biogramme können zu weiteren biografischen Fragestellungen anregen, z.B.: Welche Rolle spielten die immer wieder anzutreffenden (katholischen wie deutschnationalen) Burschenschaften, denen einige Oberlandräte während des Studiums angehörten? Die Frage der Nachkriegskarrieren wird zwar behandelt, doch auch hier könnten Detailstudien ansetzen. Für alle diese Fragen stellt der Band einen unverzichtbaren Ausgangspunkt dar.

Malleier, Elisabeth/Pallaver, Günther/Lanzinger, Margareth (Hgg.): Erbgesund und kinderreich. Südtiroler Umsiedlerfamilien im „Reichsgau Sudetenland“.

Edition Raetia, Bozen 2021, 271 S., Illustrationen und Karte, ISBN 978-88-7283-799-3.

Die deutschsprachige Minderheit in Südtirol wurde 1939 mit der sogenannten (Großen) Option konfrontiert. Sie stand vor der schwierigen Entscheidung, entweder in ihrer Heimat ihre letzten verbliebenen Minderheitenrechte aufzugeben oder in das Deutsche Reich zu emigrieren. Ein großer Teil der Südtiroler entschied sich für die Abwanderung (rund 200 000 Personen), doch reiste dann nur ein kleiner Teil von ihnen (etwa 75 000 Personen) auch tatsächlich aus. Ein Grund dafür war nicht nur die ab 1943 veränderte Kriegslage, sondern auch die Unschlüssigkeit der nationalsozialistischen Administration zu entscheiden, wo die Südtiroler künftig leben sollten. Die Mehrheit der Übersiedelten wurde auf dem Gebiet des heutigen Österreichs, aber auch in anderen Regionen untergebracht. Zu diesen gehörte auch der Reichsgau Sudetenland. Dorthin zog nur eine sehr überschaubare Zahl von Südtirolern, am 1. Juni 1944 waren es 719 Personen (S. 24).

Die Erforschung der Umsiedlung der Südtiroler in den Reichsgau Sudetenland lohnt sich, auch wenn die Zahl der betroffenen Menschen gering war. Von der bohemistischen Forschung wurde bisher noch keine Gruppe der sogenannten volksdeutschen Zuwanderer, die in den Reichsgau Sudetenland kamen, genauer untersucht. Die deutschsprachigen Südtiroler, die seit 1922 italienischen Repressionen ausgesetzt

waren, sollten im Sudetengau an die Stelle von zu vertreibenden Tschechen treten und das sogenannte deutsche Volkstum „erbggesund und kinderreich“ (S. 21) stärken. Die Beiträge des Bandes bilden beide Forschungskontexte ab: einerseits die Südtiroler Option, andererseits die Ankunft der umgesiedelten Südtiroler im Reichsgau Sudetenland.

Elisabeth Malleier führt in das Forschungsfeld ein: Das Sudetenland war maßgeblich erst ab Herbst 1942 Zielregion der Südtiroler Umsiedler geworden. Sie wurden vor allem im Gebiet mit der größten tschechischen Minderheit, im Regierungsbezirk Troppau (Opava), angesiedelt. Die ankommenden Südtiroler waren im Gegensatz zu anderen „volksdeutschen“ Umsiedlern – nicht nur im Sudetenland – privilegiert, wie Günther Pallaver darlegt: Sie hatten zwei Jahre Zeit, sich für oder gegen den Umzug zu entscheiden. Zudem wurden ihnen Erkundungsfahrten in Umsiedlungsgebiete angeboten, in der sogenannten Ostmark wurden für sie Wohnhäuser neu erbaut und sie hatten Einspruchsrechte bei der Schätzung ihres zurückgelassenen Vermögens. Diese Privilegierung setzte sich letztlich nach 1945 fort. Die Südtiroler wurden anders als die deutsche Bevölkerung der böhmischen Länder nicht aus ihrer Heimat zwangsausgesiedelt; Optanten, die ausgewandert waren, konnten sogar in ihre Heimat zurückkehren. In einem erkenntnisreichen wie lesenswerten Beitrag von Eva Hahn und Hans Henning Hahn werden die Situation der deutschsprachigen Bevölkerungen nach 1918 in Südtirol und in der Tschechoslowakei sowie die Emergenz ihrer beider Selbstbezeichnungen verglichen. Die Autoren benennen weiter Gründe, warum die Südtiroler im Gegensatz zu den Sudetendeutschen nach 1945 ihre Heimat nicht verlassen mussten: Nach dem Zweiten Weltkrieg wollten die Beteiligten der Potsdamer Konferenz verhindern, dass von einer deutschsprachigen Minderheit im östlichen Mitteleuropa erneut eine Gefahr für den Frieden auf dem Kontinent ausgehen könne. Die Südtiroler waren – ungeachtet des schwierigen österreichisch-italienischen Verhältnisses – von diesen Überlegungen nicht betroffen.

Volker Zimmermann (zu Politik und Gesellschaft) und Jörg Osterloh (zu Wirtschaft, Judenverfolgung und „Arisierung“) stellen anschließend konzise wichtige Forschungsergebnisse zum Reichsgau Sudetenland vor. Beide gehen weniger auf die Umsiedlung vor 1945 ein als auf aktuelle Forschungsergebnisse zu ihren Themenfeldern. Wer mit der Geschichte dieses Gebietes in der nationalsozialistischen Zeit nicht vertraut ist, erfährt hier viel zum besonderen sudetendeutschen Kontext. Zimmermann erläutert welche Folgen die Errichtung des Reichsgaus Sudetenland für die Menschen vor Ort hatte. Osterloh beschreibt die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Bemühungen, Juden und Tschechen auszugrenzen.

Der Hauptteil des Sammelbandes besteht aus zwei Beiträgen von Elisabeth Malleier, die durch eine Fülle an Zitaten teils schwer zu lesen sind. Sie zeichnet darin die Situation der Südtiroler im Reichsgau nach. Von vielen Versprechen angelockt, kamen dorthin vor allem Menschen aus Südtiroler Bergdörfern, die meist eine kleine Landwirtschaft besessen hatten. Sie wurden zu einem großen Teil in Dörfern im von der Oder durchflossenen „Kuhländchen“ um Neutitschein (Nový Jičín) angesiedelt. Die Südtiroler fanden sich dort in einer in mehrerlei Hinsicht fremden Umgebung wieder: einerseits waren sie als Fremde von der NS-Struktur stark abhängig, andererseits trugen sie zur „Eindeutschung“ des Territoriums bei, was ihnen

den Unmut der tschechischen Minderheit einbrachte, da ansässige Tschechen von ihren Höfen vertrieben wurden. Auch finanziell stellte sich nicht das versprochene Glück ein, wie die Autorin darlegt: Finanzhilfen wurden nicht, wie versprochen, ausbezahlt, Ablösen für den Südtiroler Besitz blieben zum großen Teil aus.

Der Text von Barbora Štolleová und Miloš Hořejš zur NS-Agrar- und Bodenpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren fällt etwas aus dem Rahmen des Bandes, gilt er doch einem Themenkomplex, der ansonsten im Buch kaum thematisiert wird. Die Südtiroler werden dabei nur kurz erwähnt. Abschließend veranschaulicht Margareth Lanzinger erhellend, dass die nüchternen bürokratischen Abläufe der Umsiedlung von Südtiroler Optanten die dahinterstehende Zielsetzung – die Umsetzung einer nationalsozialistischen Neuordnung Europas und die Ermordung und Vertreibung Anderer – verschleierten.

Dem Band sind neben einem Abkürzungsverzeichnis vier Anhänge beigelegt. Bei den Anhängen 1 und 2, auf die vielfach Bezug genommen wird, handelt es sich um Quellenabschriften von zwei Schreiben aus dem Jahr 1942. Besonders aus dem zweiten von Konrad Henlein an die SS gehen Probleme bei der Ansiedelung der Südtiroler im Sudetenland und die damit verbundene Enteignung tschechischen Besitzes hervor. Die Anhänge 3 und 4 hätten dagegen einer Einordnung bedurft. So wirken die veranschlagten Vermögenswerte beschlagnahmter, für Südtiroler vorgesehener Wohnungen, Gewerbebetriebe und Höfe und die Schätzungen zu Todesopfern unter den tschechoslowakischen Staatsangehörigen während der nationalsozialistischen Besatzung im Gesamtrahmen des Sammelbandes verloren.

Zusammengefasst ist zu resümieren, dass dem Herausgeberteam ein lesenswerter Band gelungen ist, sowohl für diejenigen, die in der bohemistischen Forschung bewandert sind, als auch für Laien in diesem Feld. Das Buch bietet viel Inspiration, um weitere Forschungen zu den sogenannten Volksdeutschen und den Umsiedlern im Reichsgau Sudetenland anzugehen. So würde es sich lohnen zu untersuchen, ob und wie die sudetendeutsche Bevölkerung von der sudetendeutschen NS-Administration angehalten wurde, sich der Südtiroler anzunehmen, oder ob es zu konkurrierenden Konstellationen zwischen beiden Gruppen kam.

Nigrin, Tomáš: The Rise and Decline of Communist Czechoslovakia's Railway Sector.

Central European University Press, Budapest, Vienna, New York 2022, 260 pp., 22 tables, 56 figures, ISBN 978-963-386-476-0.

Between the currency reform of 1953 and the Velvet Revolution of 1989, as Tomáš Nigrin points out in this translation of his 2020 Czech study, the prices of rail tickets in Czechoslovakia remained unchanged. This may seem unbelievable to contemporary readers accustomed to hefty annual price hikes. Thirty-six years with the same ticket prices! This is but one example of how static the Czechoslovak railways were during the Communist period. In fact, the original Czech title of the book, “Od nepostradatelnosti ke stagnaci” (From indispensability to stagnation)¹, seems

more accurate than “the rise and decline of the railway sector” – for it was not the railway sector that changed, but the world around it.

In particular, there was no “rise” during the period studied. Nigrin calls the immediate post-war era a “golden age for rail transport, when the railways were completely dominant in the transport of people and freight” (p. 39). But the real rise of the railways had of course already taken place in the nineteenth century. They dominated the transport sector during the interwar First Czechoslovak Republic as well, which could perhaps more appropriately be called a golden age: With its dense and central network, Czechoslovakia represented a European transport node and featured a renowned high-speed train, the *Slovenská Strela* (Slovak bullet). From the 1960s onwards, however, Czechoslovak trains were increasingly plagued by unreliability, low speed, dirty and worn-out railcars, and staff shortages. The reliance on a few key routes as well as on freight traffic to support the heavy industry caused bottlenecks and maintenance problems. And as a result of the low tariffs in both passenger and freight traffic, the railway sector was chronically underfunded and had to be subsidised from other sectors of the economy. By the end of the 1980s, these problems had intensified so much that they threatened the survival of the entire sector – stagnation thus led to a decline in real terms.

Nigrin discusses these developments with a strong focus on the institutions of the economy. Following an introductory chapter on the railway history of Czechoslovakia from 1918 to 1970, he deals with the “actors and institutions” of railway policy in the centrally planned economy. Using an impressive range of archival sources, he traces even minute changes in the decision-making processes from the Presidium of the Central Committee of the Communist Party and the Ministry of Transport all the way down to the Czechoslovak State Railways (ČSD). The subsequent chapter on the “internal mechanisms” of the sector shows how the railways were made to work despite the plan. Employees often had to avail themselves of informal practices and personal connections to procure spare parts. The final and longest chapter discusses the ČSD’s operations, staffing, and cooperation with neighbouring countries. Nigrin argues that to some extent, the ministry and the ČSD conducted an “autonomous transportation diplomacy” (p. 158). The close working relationship across the Iron Curtain with the West German Deutsche Bundesbahn (DB) is especially remarkable.

Nigrin offers an insightful discussion of economic development that often extends beyond the railways. However, he could have put more flesh on the bone of economic history; the book at times loses sight of the people who ran the institutional processes. The role of long-serving Minister of Transport Vladimír Blažek (in office from 1975 to 1988) remains opaque, and most Party and state leadership are not mentioned at all. It is perhaps indicative that Nigrin states six interviews as sources without actually revealing who his interviewees were. The reliance on ministerial and governmental sources means there is little discussion of the experience of

¹ Nigrin, Tomáš: *Od nepostradatelnosti ke stagnaci? Železniční odvětví v Československu v 70. a 80. letech 20. století* [From indispensability to stagnation? The railway industry in Czechoslovakia in the 1970s and 1980s]. Prague 2020.

travelling or working on the railway. This would be a valid decision were it not counteracted by the reproduction of fifty-six contemporary photographs that are largely not discussed in the text. These images hint at the key role the Czechoslovak railways had in everyday life and social representation: It would be fascinating, for example, to learn more about the two pictures showing anti-Soviet graffiti on railway stations and trains after the Warsaw Pact invasion in August 1968 (p. 144).

Nigrin's main argument is that the inflexibility of a planned economy impeded the necessary modernisation accompanying the changing role of the railways in society. The "technocratic approach" and "preference for making political and professional decisions without regard to public opinion" of the centrally planned economy led to neglect of the railways (p. 44). In something akin to economic self-delusion, however, the railway sector still always fulfilled the plan due to an overreliance on quantitative indicators. There is clearly something to this thesis, but I found it only partially convincing – for the railways' problems were in fact glaringly obvious to the Československé státní dráhy (ČSD) and the Party leadership. They closely monitored the reforms in countries such as West Germany, where the German Railway reacted to the rise of road transport and car ownership by abandoning unprofitable rural lines, focusing on high-speed connections between major cities, and developing suburban transport. And especially after the Prague Spring of 1968, the authorities did also pay close attention to public opinion. Nigrin himself notes that the refusal to raise fares and close unprofitable rural lines despite pressure from the ČSD was intended to avoid an "explosion of local discontent" (p. 94). He thus gives implicit credence to arguments made by historians such as Michal Pullmann and Muriel Blaive that the stability of normalization-era Czechoslovakia was the product of a continuous negotiation between the Party and the people. Cheap trains that went to the tiniest villages were part of this equation – even if they were dirty, slow, and rarely on time. The railways show that citizens had more agency than traditional theories of totalitarianism have acknowledged, if only because the Party feared their wrath. (Ironically, in the context of the climate crisis, the lack of reform during the Communist period may yet turn into an asset: While activists in Germany and elsewhere push decommissioned rail lines to be reopened, the Czech Republic still boasts the densest railway network in the world.)

At times, the book reads too much like a translation. For example, it is a mystery why the translator decided to retain the author's voice in the plural ("we"), as is the Czech academic convention. Turning points of post-war Czechoslovak history, such as the Communist takeover, the Prague Spring, federalisation and normalization, could have been better introduced in the English edition. While such historical context is probably evident to a Czech readership, it might not always be apparent to an international (even a scholarly) one.

Despite these objections, the study is a rewarding read for its details on institutions and economic practice in Communist Czechoslovakia. It charts the stagnation of a key sector of the economy and society in a system bound to an inflexible plan and under a government that clearly feared the power of its citizens.

Munich

Felix Jeschke

Šlouf, Jakub: Praha v červnu 1953. Dělnická revolta proti měnové reformě, vyjednávání v továrnách a strukturální proměna dělnické třídy [Prag im Juni 1953. Der Arbeiteraufstand gegen die Währungsreform, die Aushandlungsprozesse in den Fabriken und der Strukturwandel der Arbeiterklasse].

Academia, Ústav pro studium totalitních režimů, Praha 2021, 214 S. (Šťastné zítřky 35), ISBN 978-80-200-3288-1 (Academia), 978-80-88292-86-9 (ÚSTR).

Die Proteste der Industriearbeiterschaft in den ersten Jahren der staatssozialistischen Diktatur in der Tschechoslowakei fanden erst verhältnismäßig spät die Aufmerksamkeit der tschechischen Geschichtswissenschaft. Bei der bereits 1997 erschienenen Publikation des Historikers Jiří Pernes zu den Protesten der Brünner Arbeiter gegen die Kürzungen der Weihnachtzulage handelt es sich um eine Materialstudie ohne vertiefte theoretische Verankerung. Pernes interpretierte die Demonstrationen aus der damals vorherrschenden politikhistorischen Perspektive der Verfolgung und des antikommunistischen Widerstands.¹ Neue Impulse gingen von der 2006 erschienenen einflussreichen Arbeit des deutschen Historikers Peter Heumos aus, der die Arbeiter als eigenständige gesellschaftliche Gruppe mit eigenen Traditionen und Interessen betrachtete.² Heumos' Herangehensweise gilt Jakub Šlouf als wichtigste Inspirationsquelle. Dessen Monografie über den bekannten Pilsener Aufstand gegen die Währungsreform vom Juni 1953 ist zu Recht auf großes Echo in der Fachwelt gestoßen, und zwar nicht nur wegen der umfangreichen Archivforschung, sondern auch wegen seiner in vielerlei Hinsicht überraschenden Analyse des tschechoslowakischen Stalinismus und besonders dessen repressiver Dimension.³

Nun hat Šlouf seine Aufmerksamkeit von Pilsen nach Prag verlagert und legt eine wissenschaftlich ausgereifte Studie vor, in die er auch Erkenntnisse aus bisheriger Forschung einfließen lässt, etwa zur Funktionsweise regionaler Parteieliten der Prager Region (Verwaltungsgebiet Pražský kraj).⁴ Den konzeptionellen Ausgangspunkt des zu rezensierenden Buches bildet die These, dass es sich bei den Arbeiterrevolten nicht um regellose Ausschreitungen, sondern um Konflikte arbeitsrechtlichen Charakters handelte. Zu ihrer Lösung existierten etablierte Mittel und Kommunikationskanäle mit langer Tradition. Hier sei daran erinnert, dass Eric Hobsbawm bereits in den gewalttätigen Aktionen der Ludditen rationale Elemente sah, genauer ein „kollektives Aushandeln mittels Ausschreitungen“.⁵

¹ Pernes, Jiří: Brno 1951. Příspěvek k dějinám protikomunistického odporu na Moravě [Brunn 1951. Ein Beitrag zur Geschichte des antikommunistischen Widerstands in Mähren]. Praha 1997.

² Heumos, Peter: „Vyhrňme si rukávy, než se kola zastaví“. Dělníci a státní socialismus v Československu 1945-1968 [„Die Ärmel hochgekrempelt, ehe die Räder stillstehen!“ Arbeiter und Staatssozialismus in der Tschechoslowakei 1945-1968]. Praha 2006.

³ Šlouf, Jakub: Spříznění měnou. Genealogie plzeňské revolty 1. června 1953 [Vereint durch die Währung. Eine Genealogie der Pilsener Aufstände des 1. Juni 1953]. Praha 2016.

⁴ Bílý, Matěj / Lóži, Marián / Šlouf, Jakub: Nervová vlákna diktatury. Regionální elity a komunikace uvnitř KSČ v letech 1945-1956 [Die Nervenfasern der Diktatur. Regionale Eliten und die Kommunikation innerhalb der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei 1945-1956]. Praha 2019.

⁵ Hobsbawm, Eric: The Machine Breakers. In: Past & present 1 (1952) 1, 57-77, hier 59.

Das Buch besteht aus vier Hauptkapiteln, wobei die ersten drei chronologisch aufgebaut sind: Im ersten Kapitel erörtert der Autor die längerfristigen Ursachen des Arbeiteraufstandes (S. 19-36), im zweiten, dem umfangreichsten (S. 37-103), rekonstruiert er detailliert die Ereignisse in den Prager Fabriken, insbesondere während des 1. Juni 1953, und das dritte Kapitel widmet sich den Strafverfahren und der außergerichtlichen Verfolgung der Demonstranten einschließlich ihrer Verteidigungsstrategien (S. 105-130). Jakub Šlouf wählt für seine Darstellung eine akteursbasierte Perspektive. Dabei stützt sich der Autor auf eine gründliche Archivrecherche von Dokumenten der Sicherheitsorgane, Partei und Justiz aber auch auf einzigartige Ego-Dokumente wie Wandsprüche auf den Fabriktoiletten.

Šloufs zentrale These, dass die Aufstände soziale Wurzeln hatten, ist durchaus nachvollziehbar. Ihre Politisierung erfolgte erst während der Proteste respektive im Anschluss „von Seiten des Sicherheits- und Justizapparats, der versuchte, den Streik im Nachhinein politisch zu diskreditieren“ (S. 56). Auch den Demonstrationsruf „KSČ (Die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei) und Gestapo sind das Gleiche!“ erachtet Šlouf als möglicherweise durch die Ermittlungen verzerrt (S. 55). Als sehr fruchtbar erweist sich der Vergleich zwischen dem Pilsener und dem Prager Fall. Die Prager Arbeiter wurden im Gegensatz zu denen in Pilsen erst nach den Demonstrationen von den Sicherheitsdiensten erfasst, woraus der Autor schließt, dass die überlieferten Quellen aus Pilsen die Zusammensetzung der direkten Teilnehmer an den Protesten „etwas getreuer zeigen“, während die Prager Quellen „einige Aspekte der allgemeineren Bedingungen in den Fabriken widerspiegeln, die den Aufstand indirekt beeinflusst haben“ (S. 133), was es dem Autor erlaubt, zu einer Untersuchung der strukturellen Transformationen der Arbeiter nach dem Februar 1948 überzugehen.

Im Hauptstadtbeispiel konzentriert sich Šlouf auf eine Untersuchung der Aufstände im Werksgelände von Prag 9 Vysočany, wo sich große Industrieunternehmen befanden, einschließlich des Hauptbetriebs ČKD „Stalingrad“ (Českomoravská-Kolben-Daněk). Auf symbolischer Ebene genoss die Belegschaft der Vysočany-Werke eine besondere Stellung, da sie während der Regierungskrise im Februar 1948 auf den Straßen Prags die kommunistische Machtübernahme sicherte. Fünf Jahre später jedoch traten diese Arbeitskollektive öffentlich gegen die Auswirkungen der Währungsreform in Erscheinung, wobei ein Teil der Arbeiter sogar zur Prager Burg aufzubrechen gedachte. Die Prager Revolte übertrug sich allerdings schließlich – anders als in Pilsen, wo der Fabrikkomplex an das Stadtzentrum grenzte und die Arbeiter von Teilen der Mittelschicht und Studierendenschaft unterstützt wurde – nicht auf die Straße. Anstelle einer gewaltsamen Konfrontation mit den Sicherheitskräften zogen die Prager Beschäftigten Verhandlungen vor, was zu milderer Strafverfolgung führte. Der ausgebliebene Vergleich mit weiteren Arbeiteraufständen, nicht zuletzt auch in anderen Ländern des Ostblocks, ist mit Blick auf Šloufs Forschungsansatz verständlich. Für zukünftige Studien könnte es gewinnbringend sein, den Fokus über die Schwerindustrie hinaus zu erweitern und die Sozialstruktur der Belegschaft hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Reaktionen auf die Währungsreform von 1953 zu berücksichtigen.

Ein zweiter wertvoller Aspekt der Studie ist die Analyse von Alter, Geschlecht, Beruf und der politischen Einstellung von insgesamt 95 inhaftierten Prager Arbeitern. Šlouf gelangt zu der wichtigen Erkenntnis, dass die beschleunigte Industrialisierung und das Versetzen von Beamten und Gewerbetreibenden in die industrielle Produktion einen unbeabsichtigten grundlegenden Strukturwandel der Arbeiterschaft zur Folge hatten. In den Industriebetrieben kam es in den fünf Jahren ab Februar 1948 zu regem Austausch zwischen der ursprünglichen und der neu hinzugekommenen Belegschaft. Bis 1953 vermischten sich beide Gruppen weitreichend, sodass sie in der Lage waren, zur Verteidigung der Interessen des Kollektivs gemeinsame Protestaktionen durchzuführen. So war mehr als die Hälfte aller Verhafteten von 1953 vor Februar 1948 keiner Tätigkeit in der Fabrik nachgegangen und ein Außenstehender hätte nicht unterscheiden können, welche Klassenherkunft der einzelne Arbeiter hatte.

Ein solcher „Melting Pot“ ließ den ideologischen Kern des Begriffs Arbeiterklasse – eines der wichtigsten Konzepte, mit denen die KSČ ihre Diktatur legitimierte – unscharf werden. Die Parteiführung griff daher zu selektiven Repressionsmaßnahmen gegen einen als Klasse klar definierten Teil von Demonstranten oder zu einer landesweiten Welle von Gerichtsprozessen gegen ehemalige Sozialdemokraten. Man befürchtete, dass diese sich unter günstigen Umständen wieder organisieren könnten. Die härteste Strafe erhielt ein beliebter Gewerkschaftsfunktionär, wenn auch ehemaliges Mitglied der Tschechoslowakischen National-Sozialistischen Partei (ČSNS).

Die meisten der verhafteten Arbeiter waren in der KSČ (darunter fünf zum Zeitpunkt der Festnahme aktive Mitglieder und 23 ehemalige). Die Betriebsfunktionäre sahen diese Gruppe als eine der Hauptschuldigen für die Unruhen an. Es handelte sich um „chronische Störenfriede“, die zwar systemtreu waren, sich aber nicht scheuten, die Geschäftsführung zu kritisieren und ihre eigenen Interessen zu verteidigen. Die Arbeiter legitimierten ihre Forderungen über offizielle Kommunikationskanäle in der Sprache des herrschenden Diskurses, indem sie beispielsweise ihre außerordentlichen Zusammenkünfte als „Gesamtbetriebsversammlungen (celozávodní schůze)“ bezeichneten (S. 70). Als eine der wichtigsten Folgen der Aufstände von 1953, so Šlouf, erkannte die Parteielite die Notwendigkeit, eine Kommunikationskultur zu etablieren und die innerbetriebliche Kommunikation zu Lohn- und Arbeitsfragen gewissermaßen zu entpolitisieren.

Mithilfe des (post-)strukturalistischen Interpretationsmusters gelingt es dem Autor, das überraschend fluide und dynamische Phänomen der Arbeiteridentitäten in der stalinistischen Ära viel mehr als „Dispositionen zu einem bestimmten Handlungstypus und nicht als reflektierte Selbstkonzepte“ (S. 170) zu rekonstruieren. Tatsächlich, so der Autor, waren die Arbeiter „von der Sinnhaftigkeit der Kommunikation mit den staatlichen Behörden und damit von der elementaren Funktionalität des administrativen und politischen Systems überzeugt“ (S. 47). So weist der erste große Prozess gegen die Demonstranten des ČKD „Stalingrad“ im Dezember 1953 über die heutigen vorurteilsbehafteten Vorstellungen über das Justizsystem der 1950er Jahre hinaus: Im Gegensatz zu den Hauptverhandlungen in Pilsen, die eine abschreckende Wirkung haben sollten, fand der Prager Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Anstelle organisierter Arbeitergruppen aus den

Fabriken versammelte sich vor dem Gerichtssaal eine Schar Angehöriger, und die Gerichte fällten nicht einfach mechanisch Urteile im Sinne der Anklage.

Jakub Šlouf rekonstruiert sorgfältig und gut lesbar die vielschichtigen, offenen und zuweilen verworrenen Interaktionen in den Prager Fabriken, in denen sich keineswegs einfach zwei unversöhnliche und nicht miteinander kommunizierende Lager gegenüberstanden. Als Lesende werden wir Zeugen von individuellen Wutäußerungen, spontan einberufenen Versammlungen, Verhandlungen mit Partei- und Gewerkschaftsfunktionären und verfolgen Verhöre und Bestrafungen ausgewählter Akteure. Mit seinem dynamischen Stil gehört Jakub Šlouf zu den besten Erzählern unter den tschechischen Historikern, auch weil (und besonders weil) er seine Schilderungen nicht in ein Schwarz-Weiß-Narrativ einer Konfrontation zwischen machtlosen gewöhnlichen Menschen und einem allmächtigen Regime hineinpresst.

Brno

Václav Kaška

Aus dem Tschechischen von Georg Escher

Štemberk, Jan/Jakubec, Ivan/Šalanda, Bohuslav: Automobilismus a česká společnost [Die Automobilisierung und die tschechische Gesellschaft].

Nakladatelství Karolinum, Praha 2020, 315 S., zahlr. Abb., ISBN 978-80-246-4757-9.

Die Zukunft des Autos stellt eine der drängendsten Fragen der westlichen Gesellschaften dar. Neben Verkehrsplanung bestimmen auch Konzepte zur Vermeidung von Unfällen und Emissionen sowie der Umstieg auf Elektromobilität die aktuellen Debatten. Die drei renommierten Forscher Jan Štemberk, Ivan Jakubec und Bohuslav Šalanda behandeln in ihrer gemeinsamen Monografie vielfältige Aspekte der Geschichte des Autofahrens in den böhmischen Ländern von den Anfängen bis zur Gegenwart. Die Publikation synthetisiert mehrere Bände, die im Rahmen des an der Karlsuniversität Prag durchgeführten Forschungsprojekts „České století motorismu“ (Das Jahrhundert der Motorisierung in den böhmischen Ländern)¹ zwischen 2019 und 2021 veröffentlicht wurden.² Štemberk, Jakubec und Šalanda vereinen darin Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Autofahrens.

¹ Nähere Informationen zum Projekt „Program na podporu aplikovaného výzkumu a vývoje národní a kulturní identity na léta 2016 až 2022“ (NAKI II) (Programm zur Unterstützung der angewandten Forschung und Entwicklung nationaler und kultureller Identität für die Jahre 2016 bis 2022), gefördert durch das Kulturministerium der Tschechischen Republik unter URL: <https://starfos.tacr.cz/cs/project/DG18P02OVV051> (letzter Zugriff 20.10. 2021).

² Šalanda, Bohuslav/Štemberk, Jan u. a.: Česká století motorismu I. Kulturní roviny českého motorismu [Das Jahrhundert der Motorisierung in den böhmischen Ländern I. Die kulturelle Dimension der tschechischen Motorisierung]. Praha 2019; Zouharová Dyková, Sylvie/Fricová, Jana: Česká století motorismu II. Motorismus jako prostředek volného času [Das Jahrhundert der Motorisierung in den böhmischen Ländern II. Die Motorisierung als Freizeitbeschäftigung]. Brno 2020; N.N.: Česká století motorismu III. Technická stránka motorismu [Das Jahrhundert der Motorisierung in den böhmischen Ländern III. Die technische Seite der Motorisierung]. Praha 2021. Weitere Teilstudien vgl. Nezmeškal, Arnošt: Fenomén Jawa, aneb, Jawa, jak ji neznáte [Das Jawa-Phänomen oder Jawa, wie Sie sie nicht kannten]. Praha 2019; Němec, Jan: Motoristé na Šébru a pod Šebrem.

Der Band besteht neben einer Einleitung und einem Schlusswort aus sechs Kapiteln sowie etwa zwanzig Bildern und sieben kommentierten Tabellen, die direkt in den Fließtext integriert sind. Das Buch beginnt mit einer Art Prolog über die Anfänge des motorisierten Verkehrs, wobei es sich dabei *de facto* um ein eigenständiges Kapitel handelt, auch wenn es im Inhaltsverzeichnis nicht als solches erscheint. Die ersten vier Kapitel bilden eine logische Abfolge: Die Autoren erörtern darin die Einstellungen der Gesellschaft und des Staates zum Autofahren und behandeln den Aufbau der entsprechenden Infrastruktur wie Tankstellen und die gesetzlichen Regelungen zu Führerscheinen und Verkehrsvorschriften aber auch das Steuerrecht. Im ersten Kapitel findet sich ein anregender Exkurs über die Geschichte des Kraftfahrerrundfunks. Das zweite Kapitel befasst sich mit der Freizeit am Beispiel von Vereinsaktivitäten, Autorennen, Ausstellungen, Reisen, Raststätten und Autocamping. Das dritte konzentriert sich auf den Individual- und öffentlichen Verkehr und das vierte auf die Interaktion des Automobils mit seinem Umfeld. Sodann finden sich ein Abriss über Verkehrsunfälle und eine Einschätzung zu den Auswirkungen des Straßenverkehrs auf den städtischen und ländlichen Raum. Ausführlich werden Straßenbau und Reparaturwerkstätten erörtert, aber auch das Verhältnis des Autoverkehrs zum Arbeitsmarkt.

Das letzte Kapitel stützt sich nicht auf Archivquellen, sondern auf eine Analyse zeitgenössischer Literatur und Zeitschriften. Auf innovative Weise skizzieren die Autoren die kulturelle und symbolische Rolle des Autos in Kunst, Mode, Theater und Film. Der Epilog des Buchs „Das Auto(fahren) an der Wende zum 21. Jahrhundert“ basiert auf Oral-History-Interviews und richtet den Blick auf den ländlichen Raum. Generelle Beobachtungen zu Geschichte und Kultur des Autofahrens als gesamtgesellschaftliches Phänomen finden sich bloß sporadisch, sodass die Kapitelüberschrift den Leser fehlleitet. Auch hätten die inhaltlich anregenden Interviews einer sorgfältigeren Redaktion von Verlagsseite bedurft, denn der Text zieht sich ohne Absätze teils über zwei Seiten; die Anzahl der Tippfehler ist beträchtlich, einordnende Kommentare wie Überleitungen fehlen weitgehend.

Die sehr gut lektorierten ersten vier Kapitel behandeln dagegen auf ansprechende Weise fast alle denkbaren Aspekte der Geschichte des Autofahrens in den böhmischen Ländern; bis hin zum historischen Kontext der heute hochaktuellen Elektromobilität. Wo die Autoren tiefer in die Materie gehen, beispielsweise bei der Fallstudie über den Bau von Tankstellen in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit, sind die Schlüsse überzeugend. Mehrmals weisen die Autoren darauf hin, dass sich der Autoverkehr in den böhmischen Ländern langsamer als andernorts entwickelte, was auf mangelnde staatliche Förderung zurückzuführen sei. Man kann das Problem jedoch auch andersherum betrachten und sich fragen, ob der schleppende Fortschritt die staatlichen Akteure dazu veranlasst hat, beim Straßenbau und bei der gesetzlichen Regelung eine zurückhaltende Position einzunehmen. Die ent-

Německý autoklub Nordböhmischer Kraftfahrerbund a jeho místo mezi motoristickými organizacemi v Československu [Autorenfahrer auf und unter dem Šébr-Berg. Der Nordböhmisches Kraftfahrerbund und seine Verortung innerhalb der Automobilklubs in der Tschechoslowakei]. Brno 2019.

sprechenden Antithesen könnten aus den von den Ministerien publizierten Amtsblättern aus der Zwischenkriegszeit rekonstruiert werden.

Wenngleich sehr lose in der Theorie verankert, stellt das Buch eine lesenswerte und durchdachte Synthese dar, die sich an eine breite Leserschaft richtet. Aber auch Fachleute finden vielfältige Anregung zu einer vertiefenden Bearbeitung. Schade nur, dass die Autoren nicht die Möglichkeit genutzt haben, an den hochaktuellen umweltgeschichtlichen Diskurs anzuknüpfen – das Thema Emissionen wird zwar sporadisch berücksichtigt, doch bei seiner Aktualität hätte sich eine vertiefte Quellenstudie mitsamt reichem Bildmaterial angeboten. Anregend wäre außerdem eine Ausweitung über die böhmischen Länder hinaus, eine stärkere Berücksichtigung der internationalen Forschung und eine Reflexion von Schnittmengen sozialhistorischer Methoden mit denen aus anderen Disziplinen. Dies sind jedoch nur kleinere Mängel, die der wissenschaftlichen Qualität des Bandes keinen Abbruch tun.

Prag

Tomáš Gecko

Aus dem Tschechischen von Georg Escher

Van Dussen, Michael/Soukup, Pavel (eds.): *A Companion to the Hussites*.

Brill, Leiden, Boston 2020, 453 pp. (Brill's companions to the Christian tradition 90), ISBN 978-90-04-39786-6.

This publication aims to provide a comprehensive overview of the literature, personalities, and culture of the Hussite movement primarily from a religious perspective. It is a continuation of *A Companion to Jan Hus* published in 2015.¹ Experienced editors Michael Van Dussen and Pavel Soukup have compiled a truly impressive volume divided into five parts: Influences, Major Figures, Religious Politics, Theology and Religious Practice, and Later Developments. This provides a much clearer overview than *A Companion to Jan Hus*, which lacked any similar division. The structure of the contributions themselves likewise seems more coherent than in the previous book: All articles include an important subchapter entitled “Historiographic Survey” that offers a succinct outline of the latest research. The only thing missing are the key points each article in the previous *Companion* featured at its beginning, which enabled a quicker overview.

In the book, we find twelve contributions (including an introduction) by fifteen authors in total. It is not surprising to encounter some of the same names in both volumes, given their partially overlapping subject matters: Pavel Soukup, Stephen E. Lahey, Pavlína Rychterová, and David R. Holeton are present in both *Companions*. Some of the topics naturally repeat as well – the predecessors of Hussitism, for example, are the same as those of Jan Hus himself.

The introduction by Michael Van Dussen and Pavel Soukup provides an overview of the major figures, texts, concepts, and topics related to the Hussite movement in the fifteenth century. It also presents a summary of the sources of the movement and reviews the historiography in general.

¹ Šmahel, František/Pavliček, Ota (eds.): *A Companion to Jan Hus*. Leiden 2015 (Brill's companions to the Christian tradition 54).

The first section, "Influences", contains two contributions focusing on the origins of Hussitism: "The Early Bohemian Reform" by Olivier Marin and "Wyclif in Bohemia" by Stephen E. Lahey. In the former, Marin discusses the major influences on Hussitism: the state of the Church in the fourteenth century, the role of the university, preaching, frequent communion, the Great Schism, and others. Lahey's article addresses the missing element, the role of John Wyclif, focusing primarily on the three most important figures for understanding Wyclif's reception in Prague: Stanislav of Znojmo (1360-1414), Štěpán Pálec (1367-1423), and Jerome of Prague (1378/80-1416). He also shows how the reception and acceptance of John Wyclif in Bohemia gradually changed.

The second part also contains two studies with clear objectives: "Major Hussite Theologians before the *Compactata*" by Petra Mutlová and the similarly named "Major Figures of Later Hussitism (1437-1471)" by Jindřich Marek. Both texts meticulously address the premier theologians of the respective periods. Naturally, Mutlová begins with the predecessors of Jan Hus (c. 1370-1415) before quickly moving on to the most important Hussite theologians, mainly those linked to Prague University. Whereas her contribution follows a largely chronological sequence, Jindřich Marek discusses conservatives, the Utraquist mainstream, and the Hussite radicals separately. There is also a certain overlap between the two studies: For example, both examine Mikuláš Biskupec of Pelhřimov (c. 1385-1460) and Peter Payne (c. 1385-1456) – albeit with different emphases and perspectives.

The third section, "Religious Politics", consists of two studies likewise roughly separated by the Prague *Compactata*. "The Apocalyptic Background of Hussite Radicalism" by Pavlína Cermanová deals with the development of the radical period of Taborite apocalyptic expectations in the early fifteenth century and its relationship to the works of apocalyptically minded authors in Bohemia, primarily Jakoubek of Stříbro and Mikuláš Biskupec. It focuses on the core concept of an Antichrist in Hussite theology as well as the expectation of a time of spiritual fulfillment and chiliasm. On the other hand, "The Utraquist Church after the *Compactata*" by Blanka Zilynská mainly examines the organisation of the Utraquist Church. It discusses its foundation and organisation, various societal aspects such as the brotherhoods, the use of print, and the question of apostolic succession.

The fourth part, "Theology and Religious Practice," is the only section containing three studies and probably one of the most diverse. Dušan Coufal's study "Key Issues in Hussite Theology" offers a comprehensive examination of the theological views of the Hussites, especially those of Matěj of Janov (c. 1350-1393/1394) and Jakoubek of Stříbro (1372-1429). The focus of the text is on the topics of divine law, *ecclesia primitiva*, the four Prague articles, and communion under both kinds.

In her contribution "Preaching, the Vernacular, and the Laity", Pavlína Rychterová addresses the key role of the vernacular aspect. She covers the rise of the use of Czech language for theological discourse, especially in the Utraquist treatises, along with its rejection for this purpose by Catholics. The main authors discussed here are Jakoubek of Stříbro and Petr Chelčický (c. 1390-c. 1460). On the other hand, the situation in the field of medieval sermons is quite complex: We find both Czech and Latin sermon collections as well as some that are multilingual.

In the study “Liturgy, Sacramental Theology, and Music”, David R. Holeton, Pavel Kolář, and Eliška Baťová provide a comprehensive overview of the development of liturgy and music from the fifteenth to the sixteenth century. The subchapters in this contribution are frequent and almost bite-sized, making it easy to comprehend and its topics readily found.

The final section “Later Developments” offers insights into two topics: “The Unity of Brethren (1458-1496)” by Ota Halama and “The Bohemian Reformation and the Reformation, Hussites and Protestants in Early Modern Europe” by Phillip Haberkern. The former looks at the peculiar Czech movement, known today especially for its last bishop Jan Amos Komenský (1592-1670), from its beginnings to the end of the fifteenth century. It discusses the terminology, inspirations, and territorial spread, as well as theory and practice. The contribution by Phillip Haberkern examines the relationship between the Bohemian Reformation and other Reformations occurring in Europe in the sixteenth century, the role of Lutheranism in Bohemia and Moravia, and the impact of the Hussites on early modern reform movements.

Overall, *A Companion to the Hussites* is a very valuable contribution and complement to the previous *Companion* on Jan Hus. The exceptionally clear structure of this volume has its advantages and disadvantages, of course: On the one hand, it enables easy and quick orientation within the volume and the contributions themselves, while on the other it sometimes seems to bind the authors, forcing them to repeat points also found in other articles. In some cases, this causes the contributions to acquire an almost encyclopaedic character. Finally, it is worth considering whether the print format is still the most suitable for such publications. With a view to the vast number of *Companions* published by Brill, it would seem recommendable to connect the various sources via hypertext, thereby making it easier to identify parallel passages both within a book and across multiple works. Nevertheless, this volume can be called a successful endeavour.

Vienna

Jan Odstrčilík